

Der Wolfsmensch

oder:

Die Bestie des Gévaudan.

Von

Elie Berthet.

Aus dem Französischen

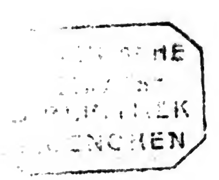
von

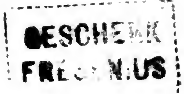
A. Kretzschmar.

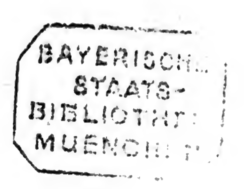


Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.







I.

Die öffentliche Bekanntmachung.

Langogne, eine kleine Stadt des ehemaligen Gévaudan, einer Provinz, welche gegenwärtig die Grenze der Departements Lozère und Ardèche bildet, liegt mitten unter hohen Bergen und Wäldern, welche die Zugänge sehr schwierig machen. Obschon sie zur Zeit, wo die Religionskriege die Cevennen verheerten und namentlich zu Zeit der Empörung der Camisarden nach dem Widerruf des Edicts von Nantes ein sehr streitig gemachter Posten war, so hat doch ihre Lage in einer unfruchtbaren von Hilfsquellen und Verkehr entblößten Gegend sie stets verhindert, eine Entwicklung zu gewinnen. Selbst in der gegenwärtigen Zeit würde Langogne in jedem andern Departement als in einem solchen, welches von großen Mittelpunkten der Bevölkerung ganz entblößt ist und dessen Hauptstadt weniger Bedeutung hat als gewisse Dörfer in der Umgebung von Paris, nur als ein elender Marktflecken erscheinen.

An einem Tage zu Anfange des Herbstes 1764 schien jedoch die kleine Zahl Einwohner, welche die Feldarbeit in der Stadt zurückgelassen, in außerordentlicher Aufregung zu seyn.

Der von einem Trommelschläger begleitete Gerichtsvoigt machte die Runde durch die Stadt, um seinen Untertha-

nen eine Proclamation zu verkünden, welche lebhaftes Interesse erweckte. Der Beamte, in seinem schwarzen Mäntelchen, mit einer umfangreichen Perrücke und viereckigen Mütze auf dem Kopfe, marschirte mit aller wünschenswerthen Gravität einher und hielt ein zusammengerolltes Papier in der Hand. An jeder Ecke und überall, wo zwei Gassen sich kreuzten, ward Halt gemacht. Der Tambour schlug einen Wirbel und dann las der Herr Gerichtsvoigt, nachdem er unter tiefem Schweigen sein Papier aufgerollt, mit näselnder Stimme das Actenstück vor, welches er bekannt zu machen beauftragt war.

Diese Vorlesung fand in zwei Sprachen statt — erstens in französischer Sprache und dann in dem Patois der Umgegend. Dies war eine unumgänglich nöthige Vorsichtsmaßregel, denn das Französische war damals in der dortigen Gegend noch nicht sehr verbreitet und der Gerichtsvoigt wäre Gefahr gelaufen, unter hundert seiner Zuhörer kaum von einem verstanden zu werden.

Der Gegenstand dieser feierlichen Proclamation, welche die Langognesen ebenso in Bewegung setzte, wie sie schon alle andern Städte und Dörfer der Provinz in Bewegung gesetzt, war folgender:

Seit mehren Monaten war das Land durch ein wildes, reißendes Thier unsicher gemacht, welches, wie man glaubte, ein ungeheurer Wolf war, und welches man die »Bestie des Gévaudan« nannte.

Dieses Thier hatte schon eine große Anzahl Menschen zerrissen, sowohl Männer als auch Frauen und Kinder. Jeder Tag brachte die Nachricht von einer seiner blutigen Räubereien. Familien wurden decimirt; die Landsleute wagten nur noch bewaffnet und in größerer Anzahl sich auf ihre Feldarbeit zu

begeben und trotz dieser Vorsicht vermehrten sich die Unglücksfälle ohne Unterbrechung.

Jagden waren anbefohlen worden und sämmtliche Jäger der Nachbarschaft hatten sich vereinigt, um dieses wüthende Thier zu erlegen oder zu fangen. Man hatte Treibjagden in den Wäldern veranstaltet, in welchen es sich aufhielt, aber vergeblich.

Eben so listig als blutdürstig hatte es sich diesen eifrigen Nachstellungen zu entziehen gewußt, und noch am Abend dieser großen Jagden waren junge Hirten und einzelne Reisende gerade an den Orten, welche die Jäger vor wenigen Stunden verlassen, in Stücke zerrissen worden.

Dieser Zustand der Dinge hatte so allgemeine Klagen veranlaßt und die Furcht, welche in der ganzen Gegend herrschte, war so groß, daß die Provinzialbehörde sich endlich auf ernste Weise gerührt hatte.

Die von dem Gerichtsvoigt verlesene Proclamation lautete dahin, daß von den Ständen des Languedoc dem, welcher die Bestie des Gévaudan erlegen würde, eine Summe von zweitausend Livres bewilligt worden sey.

Zu dieser Summe fügten die Syndicate von Mende und Viviers noch fünfhundert Livres hinzu, abgesehen von gewissen Privilegien und Abgabenbefreiungen, die dem Sieger oder den Siegern des Ungeheuers gewährt werden sollten.

Ueberdies forderte man alle Gutgesinnten auf, sich, bewaffnet oder nicht, den nächstfolgenden Tag auf dem einige Stunden von der Stadt liegenden Schlosse Mercoire einzufinden, um an einer neuen Treibjagd theilzunehmen, welche von Herrn von Laroche-Boisseau, dem sogenannten Wolfsjägermeister der Provinz und einem der Barone des Gévaudan, commandirt werden sollte.

Nachdem der Gerichtsvoigt, wie bereits bemerkt, die Straßen und Plätze der Stadt Langogne durchzogen — was eben nicht sehr lange Zeit erforderte — verlas er seine Proclamation zum letzten Male an dem äußersten Ende der Hauptstraße, einem Wirthshause gegenüber, wo die Reisenden gezwungenermaßen einkehren mußten, weil es kein anderes gab.

Als der Beamte mit seiner Aufgabe fertig war, verabschiedete er den Trommelschläger und begab sich ohne die Fragen der um ihn herum versammelten Personen, unter welchen sich ganz angesehene Bürger befanden, beantworten zu wollen, mit majestätischem Schritt nach seiner Wohnung zurück.

Seine Entfernung zerstreute jedoch die vor der Thür des Wirthshauses versammelten Zuhörer nicht, sondern man fuhr fort, sich eifrig über das Ereigniß des Tages zu besprechen.

»Zweitausendfünfhundert Livres!« wiederholte ein kleiner hagerer Mann, welcher der Schnittwaarenhändler des Städtchens war. »Die Syndicate von Mende und die Stände von Languedoc thun wirklich sehr viel und überdies versichert man, daß der König dieser Summe auch noch vier oder fünftausend Livres aus seiner Privatcasse hinzufügen will. — Da müßte man viele Ellen Leinwand und Band abmessen, um so viel Geld zu verdienen. Meiner Treu, wenn meine Frau es zugäbe, so nähme ich auch die alte Muskete meines Großvaters von der Wand und ginge morgen mit den Andern auf das Schloß Mercoire um mein Glück zu versuchen.«

»In diesem Falle mag das Thier die Ohren nur steif halten, Nachbar Guignard!« sagte mit spöttischem Gelächter der Procurator der Abtei Langogne. »Ich wollte gleich wetten, daß die kleine Mama Guignard ganz gern ihren Mann riskiren würde, wenn Ihr nemlich nur Lust hättet Euch selbst zu riskiren. Wohlan, da Ihr so tapfer seyd, warum gehet Ihr nicht

zu Herrn von Laroche-Boisseau, um ihn zu bitten, Euch an einen guten Posten zu stellen, wo Ihr Aussicht habt, diese Prämie zu verdienen?«

Der Schnittwaarenhändler zog ein so klägliches Gesicht, daß die Umstehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen.

»Die Wahrheit zu gestehen, Herr Procurator,« entgegnete Guignard ängstlich und befangen, »die Muskete ist nicht mehr in ganz gutem Zustand, denn sie ist seit der Zeit Jean Cavalier's nicht wieder in Gebrauch genommen worden und ich zweifle, daß der Kesselflicker Zeit hat, sie bis morgen zu repariren. Uebrigens würde sich Herr von Laroche-Boisseau wohl hüten, gemeine Leute, wie wir sind, auf den ersten Platz zu lassen. Heutzutage ist Alles für den Adel und Ihr werdet sehen, daß es einer von unseren reichen Edelleuten ist, welchen der Herr Baron dieses Geld verdienen läßt.«

»Und warum sollte er denn nicht versuchen es selbst zu verdienen?« hob der Procurator mit seinem spöttischen Lächeln wieder an. »Er ist der geschickteste Jäger und der erfahrenste Schütze der ganzen Provinz. Warum sollte er Andern die Ehre und den Nutzen dieser Angelegenheit überlassen? Trotz seines Stolzes würde er diese zweitausendfünfhundert Livres nicht verschmähen, dafür stehe ich Euch. Es ist ja ziemlich allgemein bekannt, daß es mit seinen Finanzen nicht besonders steht.«

Eine hübsche Brünette von sechsunddreißig Jahren, cokett gekleidet, mit einem goldenen Kreuz am Halse und Ringen an allen Fingern, unterbrach den Procurator.

»O pfui doch, Monsieur Blindet!« rief sie mit geläufiger Zunge. »Wie könnt Ihr in meiner Gegenwart so von einem schönen und galanten Edelmann sprechen, welcher stets in meinem Gasthause einkehrt, wenn er nach Langogne kommt?

Wenn Herr von Laroche-Boisseau nun auch Schulden hat, was schadet das weiter? Sind Edelleute von so hohem Stande wie er nicht verbunden, Schulden zu haben, um ihren Rang zu behaupten? Vielleicht aber würde es keine große Mühe kosten, die Ursache dieser Schmähreden zu errathen. Trotz eures Wunsches hat er sich nicht dazu verstanden, Euch zu seinem Anwalt anzunehmen, sondern seine Angelegenheiten lieber dem alten Pfennigfuchser Legris anvertraut. Andererseits betrachtet Ihr, seitdem Ihr Procurator des Klosters geworden seyd, Euch als beinahe mit zur Kirche gehörig und diese Laroche-Boisseaus gelten für heimliche Protestanten. Ich weiß nicht, was an der Sache ist, aber behaupten kann ich daß der Herr Baron Freitags noch niemals bei mir Fleischspeisen genossen hat. Gewöhnlich begnügt er sich zum Frühstück mit einem Eierkuchen und Forellen und einer Flasche von meinem alten Saint-Peray. Er ist ein Herr von höflichem, freundlichem Wesen, der für seine Wirthin stets ein liebenswürdiges Wort in Bereitschaft hat —«

»Und stets bereit ist, seine Zeche mit einem Kuß zu bezahlen, nicht wahr, Madame Richard?« setzte der boshafte Procurator hinzu.

Die schöne Gastwirthin erröthete bis in das Weiße ihrer Augen hinein.

»Ihr seyd eine böse Zunge, Monsieur Blindet,« entgegnete sie mit verlegenem Lächeln. »Aber ich bitte Euch um's Himmels willen, sprecht nicht so laut, denn man weiß nicht, wer Euch hören kann. Herr von Laroche-Boisseau wird nemlich heute auf seinem Wege nach dem Schlosse Mercoire unsere Stadt passiren und ohne Zweifel bei mir einkehren, um sich zu erfrischen und seine Pferde ausruhen zu lassen. Eure Verleumdungen könnten ihm Schaden bringen. Ihr wißt,« setzte sie in gedämpftem Tone hinzu, »daß von seiner Verheirathung

mit Mademoiselle von Barjac, der reichen und schönen Schloßherrin von Mercoire, gesprochen wird.«

»Man sagt es allerdings, aber ich glaube es nicht; im Gegentheil —«

Hier sprachen die Beiden so leise, daß es nicht mehr möglich war, sie zu verstehen. Dagegen ward die Discussion unter den andern Personen der Gruppe um so lauter und lebhafter.

»Ja wohl, ist es ein Wolf, oder ist es keiner?« fragte der Küfer der Stadt mit verblüffter Miene. »Die Stände müssen es wissen, aber die Proclamation sagt nichts davon. Sie spricht blos von einem Thier, welches man die Bestie des Gévaudan nennt. Eine solche Bezeichnung aber scheint mir durchaus nicht klar zu seyn, denn es fehlt in unserer Gegend überhaupt nicht an Bestien.«

Der gute Mann hatte keineswegs die Absicht gehabt, eine witzige Anspielung zu machen und wunderte sich daher nicht wenig über die lange und geräuschvolle Heiterkeit, welche durch seine Worte erweckt ward.

»Die Bemerkung des guten Vater Grivet ist durchaus nicht so unbegründet, wie vielleicht Mancher glaubt,« sagte der Schreiber des Notars mit gelehrter Miene. »Der richtigen Procedur zufolge hätten die Stände die Gattung des zu vernichtenden Thieres genauer definiren sollen. Hierin aber lag gerade die Schwierigkeit, denn ich selbst, der ich doch zweimal bei den über diesen Gegenstand angestellten Erörterungen als Protocollant fungirt habe, wäre noch jetzt in großer Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, ob der Urheber dieser blutigen Räubereien ein menschliches Wesen oder ein Thier sey.«

»Wie meint Ihr das? Erklärt Euch, Monsieur Florisel!« rief man von allen Seiten.

Der Schreiber schien sich über den Eindruck, den er hervorgerufen, nicht wenig zu freuen, und betrachtete seine Zuhörer einen nach dem andern mit dreistem Blick.

»Nun so höret an,« begann er nach einer Pause wieder. »Das erste Mal handelte es sich um Guillaume Paturot, den Sohn des Meiers von Combeville. Guillaume, welcher sechzehn Jahre alt war, kam allein mit zehn Thalern in der Tasche von dem Jahrmarkt in Mende zurück, als er Abends gegen zehn Uhr auf dem Wege durch den Wald von Villaret von der Bestie angefallen worden zu seyn scheint. Den nächstfolgenden Morgen früh fand man den unglücklichen Guillaume halb aufgefressen in einem Hohlwege liegen. Der Stellvertreter des Propstes, welcher die Untersuchung leitete, constatirte, daß der Körper allerdings Spuren von Klauen und Zähnen an sich trug, aber es stellte sich heraus, daß die Klauen weiter und die Zähne im Gegentheil dichter beisammen standen, als bei irgend einem Thiere unserer Wälder. Uebrigens war auch, obschon die Kleider des armen Knaben beinahe unversehrt waren, das Geld, welches er bei sich gehabt, verschwunden. Da nun kein mir bekanntes reißendes Thier im Stande ist, Drei- und Sechslivresthaler zu fressen, so sage ich, daß die Sache ganz außerordentlich erscheint.«

Die Zuhörer schienen derselben Meinung zu seyn, der Procurator aber, welcher so eben seine quasi-vertrauliche Unterredung mit Madame Richard abgebrochen, um die Erzählung des Schreibers Florisel mit anzuhören, schüttelte verächtlich den Kopf.

»Also das ist eure Meinung, Ihr leichtgläubiger junger Mensch?« rief er. »Wenn Ihr einmal in gerichtlichen Ange-

legenheiten größere Erfahrung haben werdet, so werdet Ihr wissen, daß ein scharfsinniger Beamter stets die einfachsten und natürlichsten Erklärungen aufsuchen muß, weil sie fast immer wahr sind. So zum Beispiel wäre es wohl in dem vorliegenden Falle unmöglich, daß ein Vorübergehender die Taschen des Todten durchsucht hätte, ehe Ihr zur Stelle kamet? Was mich betrifft, so wollte ich darauf wetten, daß gerade der, welcher die Leiche zuerst entdeckt und darüber bei dem Gerichte Anzeige gemacht, diese kluge Vorsicht gebraucht hatte.«

Diese von dem alten Praktiker in Gegenwart so vieler angesehener Leute ertheilte Lection brachte Meister Florisel ein wenig aus der Fassung, dennoch hob er bald mit Ironie wieder an:

»Ihr seyd ein gescheider Mann, Monsieur Blindet, und es ist zu beklagen, daß die Propstei nicht oft zu Euch ihre Zuflucht nimmt, denn Euch würde kein Uebelthäter entrinnen, möchte es nun ein zweibeiniger oder ein vierbeiniger seyn. Da Ihr aber so viel Scharfsinn besitzet, so erkläret mir doch auch die Ereignisse, welche den Gegenstand der zweiten Untersuchung ausmachten, an welcher ich theilgenommen habe. Diesmal hatte der Herr Gerichtsvoigt von Châteauneuf es übernommen, das Protokoll zu führen. Es handelte sich um ein Kind von vier Jahren, welches seine Mutter, die Meierin von Gabriac, allein in der Wiege liegen gelassen, während sie auf das Feld ging. Die Meierei liegt einsam am Saume des Waldes. Als die Mutter nach einer Abwesenheit von ungefähr einer Stunde wiederkam, fand sie ihr Kind todt und zerrissen einige Schritte vor der Wiege. Das Unbegreiflichste aber bei allem diesem ist, daß sie uns hoch und theuer geschworen hat, sie habe, als sie fortgegangen sey, die

Thüre des Hauses zugeklinkt, und bei ihrer Rückkunft sey die Thür noch auf dieselbe Weise verschlossen gewesen. Der Herr Gerichtsvoigt hat wohl zwanzigmal dieselbe Frage an sie gerichtet und zwanzigmal dieselbe Antwort erhalten. Wenn es daher ein Wolf ist, der auf diese Weise das Land verwüstet, so muß man zugeben, daß dieser Wolf das kleine Talent besitzt, die Thüren öffnen und wieder schließen zu können. Was meint Ihr dazu, Herr Procurator?«

Die Neugier war unter den Zuhörern auf den höchsten Grad gestiegen und man wendete sich gegen Blindet, um seine Meinungen über diesen räthselhaften Fall zu hören. Der Procurator selbst kratzte sich unter seiner umfangreichen Hanfperrücke hinter dem Ohre.

»Ich möchte nicht gern glauben,« hob er ernsthaft an, »daß ein Wolf Instinct genug habe, um eine zugeklinkte Thür zu öffnen, obschon wir Alle Hunde und Katzen gesehen haben, welche dieses selbe Manöver ausführen. Ich will daher auch nicht sagen, daß das durch das Geschrei des Kindes angelockte wilde Thier sich an der Wand des Hauses in die Höhe gerichtet und durch seine zufällig auf den Drücker fallende Pfote die Thür geöffnet habe. Lieber will ich glauben, daß die Meierin sich geirrt hat, und daß sie, um ihren Mangel an Achtsamkeit zu entschuldigen —«

»Ich sage noch einmal, sie hat uns hoch und theuer zugeschworen, daß sie sich keine Nachlässigkeit zum Vorwurf zu machen gehabt habe. Doch nehmen wir einmal an, daß sie in der That, ohne es selbst zu wissen, die Thür offen gelassen habe, wie kommt es dann, daß diese Thür bei ihrer Zurückkunft richtig und fest zugeklinkt gewesen ist?«

»O, dazu hat es vielleicht blos eines Windstoßes bedurft.«

»Diese Herren und diese Damen werden darüber urtheilen,« sagte der Schreiber, indem er sich zu den Zuhörern wendete, welche in der That die Erklärungen des Procurators nicht zufriedenstellend zu finden schienen. »Was mich betrifft, so beharre ich trotz meines Respectes vor der höhern Einsicht und der überwiegenden Erfahrung des Monsieur Blindet auf meiner Meinung, daß die Bestie des Gévaudan vielleicht nicht das ist, was man glaubt.«

Dies ward in einem orakelmäßigen Tone gesagt, welcher auf die Zuhörer großen Eindruck machte. Es trat ein augenblickliches Schweigen ein.

»Aber was ist sie nach eurer Meinung denn Monsieur Florisel?« fragte die hübsche Wirthin. »Herr von Laroche-Boisseau versichert, es sey ein Wolf, und er, sollte ich meinen, müßte sich darauf verstehen.«

»Ich habe es sagen hören, er sey ein Luchs — ein Thier, welches durch eine Mauer sehen kann,« sagte der Küfer.

»Und ich, es sey ein aus einer Menagerie in Montpellier entsprungener Löwe,« setzte der Schnittwaarenhändler hinzu.

»Ich,« hob der Procurator mit affectirter Kaltblütigkeit wieder an, »ich möchte lieber glauben, es sey ein Elephant. Der Elephant kann, wie Ihr wißt, mit seinem Rüssel allerlei Kunststückchen ausführen, und auf diese Weise würde es sich erklären, daß das fragliche Thier die Thüren öffnet und schließt, wie Monsieur Florisel uns mitgetheilt hat.«

Ein lautes, allgemeines Gelächter folgte auf diese Worte. Nur Madame Richard nahm diesen Scherz von der ernsten Seite.

»Nun, wenn es auch ein Elephant wäre,« sagte sie naiv, »Herr von Laroche-Boisseau, der ein so gewandter

Jäger ist, würde auch mit ihm fertig werden, dafür stehe ich Euch.«

Florisel hatte sich mittlerweile über den Spott des Procurators nicht wenig geärgert und antwortete, indem er sich auf die Lippen biß:

»Es steht einem Jeden frei, die stattgehabten Unglücksfälle einem Luchs, einem Löwen oder auch sogar einem Elephanten zuzuschreiben, wie Monsieur Blindet mit seinem gewohnten Scharfsinne thut. Was mich betrifft, so behaupte ich und wenn ich auch mit meiner Meinung ganz allein stehen sollte, daß die angebliche Bestie des Gévaudan —«

»Na, zum Donnerwetter, es ist ein Wolf!« rief eine rauhe Stimme aus den hintersten Reihen der Gruppe. »Ich weiß es ganz genau, denn ich habe ihn gesehen und zwar erst gestern Abend.«

Dieser neue Theilnehmer an dem Gespräch, ein großer, kräftig gewachsener Landmann, schien in diesem Augenblicke aus einem benachbarten Orte anzukommen. In der einen Hand trug er seine Jacke und seine Holzschuhe, in der andern einen langen Stock, an dessen Ende ein altes Messer befestigt war, so daß dadurch eine plumpe Lanze gebildet ward. Dicht hinter ihm drein folgte ein ungeheuer großer Hund mit rother, heraushängender Zunge und einem mit eisernen Stacheln versehenen Halsbande, welcher ein sehr zuverlässiger Reisegefährte seyn mußte.

Florisel, der sich über diese Unterbrechung gerade in dem Augenblicke, wo er seine persönlichen Ansichten über die Landplage aussprechen wollte, ärgerte, fragte in verächtlichem Tone, indem er zugleich den Reisenden musterte:

»Ihr habt die Bestie des Gévaudan gesehen? Und wer

seyd Ihr, Freund, daß Ihr Euch so ohne weiters in unsere Unterhaltung mischt?«

»Entschuldiget, mein werther Herr,« entgegnete der Landmann in uneingeschüchtertem Tone, »ich bin Jean Godart, der Hirt des Fräuleins von Barjac da drüben in Mercoire. Ich bin von meiner Herrin zu dem Herrn Gerichtsvoigt gesendet, um die guten Leute von Langogne aufzufordern, daß sie nicht verfehlen mögen, sich zu der morgigen Treibjagd einzustellen, denn es ist wirklich die größte Eile nöthig. Gestern gegen Abend, wie ich Euch sagte, hatte sich die Bestie auf Jeannetten geworfen, die eben ihre Truthühner nach Hause treiben wollte und hatte das arme Mädchen schon ein ganzes Stück weit fortgeschleppt, als ich auf ihr Geschrei herbeieilte. Mein Hund hier packte den Wolf sogleich, was außerordentlich ist, denn alle anderen Hunde reißen aus, wenn sie ihn sehen, Medor aber läßt sich nicht gleich bange machen und wir Beide befreiten Jeannetten. Sie ist noch jetzt fast von Sinnen vor Furcht, wird aber mit einigen kleinen Rißwunden wegkommen.«

Diese so bestimmte Aussage machte den mehr oder weniger zulässigen Voraussetzungen, welche noch vor wenigen Minuten Geltung hatten, sofort ein Ende. Der Schreiber Florisel schien dadurch ganz mißgestimmt zu werden.

»Und wißt Ihr gewiß, wißt Ihr ganz gewiß,« hob er wieder an, »daß dieses Thier ein Wolf war?«

»Ob ich es gewiß weiß!« entgegnete Jean Godart. »Ich hab' ihn ja gesehen, wie ich Euch sehe, mein schöner Herr! Ich hab' ihm sogar eine Handvoll Haare ausgerauft, während er sich mit meinem wackern Medor herumbalgte. Ja wohl ist es ein Wolf, aber mit Verlaub so groß wie unser Esel. Er ist grau von Farbe und ich habe auf seinem Felle die Klinge mei-

nes Messers stumpfgestoßen, ohne ihm jedoch eine Wunde beibringen zu können. Er trug Jeannetten, die doch ein tüchtiges Stück Mädchen ist fort, wie ich ein zweijähriges Kind forttragen würde, und schleuderte Medor mit einem Ruck seines Kopfes zwanzig Schritte weit von sich. Meiner Treu, ich weiß wirklich nicht, wie die Sache noch abgelaufen wäre, wenn uns nicht die Leute aus dem Gehöfte zu Hilfe gekommen wären, was den Wolf bewog sich in den Wald zurückzuziehen. — Doch ich bitte um Entschuldigung, geehrte Gesellschaft,« hob der Bauer wieder an, »ich muß nun machen, daß ich mich meines Auftrages bei dem Herrn Gerichtsvoigt entledige, denn ich möchte bald wieder nach dem Schlosse zurückkehren. Nach meiner Meinung wird es heute Abend in dem Walde von Mercoire, wo das Thier sich einquartirt hat, nicht recht geheuer seyn.«

Nachdem Jean Godart dies gesagt, pfiff er seinem Hund und entfernte sich.

Sein Weggang geschah so eilig, daß er mitten unter dem Geräusch nicht eine neue Stimme hörte, welche mit dem Ausdrucke des Entsetzens rief:

»Die Bestie ist in dem Walde von Mercoire? Dann schütze uns die heilige Jungfrau! Und wir sollen diesen Wald passiren, um uns zu Fräulein von Barjac zu begeben!«

Das vorstehende Gespräch hatte in dem Patois des Landes stattgefunden; diese letztere Bemerkung dagegen war in französischer Sprache erfolgt. Ueberrascht durch diese Seltsamkeit, drehten die Sprechenden sich um und gewahrten erst jetzt zwei Reisende, welche auf Maulthieren sitzend sich, ohne gesehen zu werden, der Gruppe genähert und gehört hatten, was hier gesprochen ward.

Der erste dieser Reisenden war ein reformirter Benedic-

tiner in der schwarz und weißen Tracht seines Ordens. Seine zurückgeschlagene Capuze ließ sein in Form eines Kranzes verschnittenes Haar und einen intelligenten Kopf sehen, der durch zwei gleichzeitig glänzende und sanfte Augen belebt ward.

Er war höchstens fünfundvierzig Jahre alt, aber eine beginnende Wohlbeleibtheit — die Folge einer sitzenden Lebensweise und vielleicht auch einer Vorliebe für gute Speisen und Getränke, der Lieblingssünde der damaligen Kirchendiener — rundete seine Formen und that der vollkommenen Regelmäßigkeit seines blühenden Antlitzes Eintrag. Uebrigens verriethen die Feinheit seiner Kleidung, das Geschirr seines Maulthiers, der canonische Luxus seiner ganzen Ausstattung mehr als einen schlichten Mönch, und in der That war das silberne Kreuz, welches an einem breiten Band auf seiner Brust hing, das Zeichen eines hochgestellten, kirchlichen Würdenträgers.

Sein Begleiter, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, schwarz, einfach, aber doch mit einer gewissen Eleganz gekleidet, hatte langes, blondes in einen Zopf zusammengebundenes Haar, ohne Puder und Frisur, was dem damals herrschenden Gebrauche entgegen war. Er trug keinen Degen, aber der Degen begann damals schon auf nicht mehr hinreichende Weise die Edelleute zu characterisiren, denn die bescheidensten Beamten glaubten sich berechtigt, dieses Symbol des Adels sich anzumaßen.

Seine Züge waren schön und ausdrucksvoll und seinem Blicke fehlte es, wenn er sich belebte, nicht an Dreistigkeit. Schlank und gut gewachsen mußte er in allen körperlichen Uebungen Vorzügliches leisten.

Dennoch aber schien der Unbekannte diese äußeren Vorzüge selbst nicht zu kennen. Die Zartheit seines Gesichtes führte

auf die Vermuthung, daß Studien und Nachdenken seine Mußestunden mehr beschäftigt hätten, als die gewohnten Spiele und Vergnügungen der Jugend. Etwas Bescheidenes und Zurückhaltendes errieth in ihm den erst seit Kurzem der Disciplin einer strengen Erziehung entronnenen Jüngling. Aber an gewissen raschen und so zu sagen unwillkürlichen Bewegungen, an einem gewissen Runzeln der Stirn, an gewissen festen Intonationen der Stimme errieth man auch den energischen und intelligenten Mann, welcher nicht verfehlen konnte, sich bei der ersten günstigen Gelegenheit zu offenbaren.

Mittlerweile ahmte dieser junge Reiter mit einer Unterwürfigkeit, die ihren Grund ohne Zweifel in langer Gewohnheit hatte, alle Bewegungen des Mönches nach, für welchen er eben so viel Zuneigung als Rücksicht an den Tag legte. Er hatte Halt gemacht, als der geistliche Herr Halt machte und hatte eben so wie dieser die von Jean Godart nach Langogne gebrachte beunruhigende Neuigkeit mit angehört. Dabei aber schien er die Furcht seines älteren Gefährten keineswegs zu theilen und ein ironisches, aber dabei durchaus nicht etwa verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen, die von einem keimenden Barte beschattet wurden.

Kaum hatten die guten Bürger von Langogne die beiden Reisenden erblickt, als auch Hüte und Mützen sogleich verschwanden wie auf einen Zauberschlag. Ein ehrerbietiges Schweigen herrschte unter der so eben noch geräuschvollen und lebendigen Versammlung.

Die schöne Gastwirthin, Madame Richard, war die Erste, welche ihre Geistesgegenwart wieder gewann.

»Ah, das ist ja der ehrwürdige Pater Bonaventura, der Prior der Abtei von Frontenac,« sagte sie, indem sie den Mönch auf die freundlichste und höflichste Weise begrüßte, »und

auch Monsieur Leonce, der Neffe des hochwürdigen Herrn!« — Hier erfolgte eine abermalige Begrüßung, welche der junge Mann erröthend zurückgab. »Seyd willkommen in unserer Stadt, mein hochwürdiger Vater und schenket uns euren Segen.«

»Ich gebe ihn Euch, meine Tochter, Euch und allen Christen, die uns hören,« entgegnete der Mönch in zerstreutem Tone. »Aber guter Gott, Madame Richard, habe ich nicht so eben erzählen hören, daß dieses verwünschte Thier, die Bestie von Gévaudan —«

»Ach, hochwürdiger Herr,« unterbrach ihn die Wirthin in ihrem einschmeichelndsten Tone, »Ihr werdet doch nicht Langogne passiren, ohne einen Augenblick bei mir auszuruhen? Eure Gegenwart wird meinem Hause Glück bringen. Wenn Ihr, wie ich glaube, nach Mercoire wollt, so könnt Ihr es nicht vermeiden, irgendwo unterwegs einzukehren und hier ist es besser als sonst wo.«

»Ich möchte es allerdings gern, meine Tochter,« antwortete der Pater Bonaventura, »aber Ihr habt so eben gehört, daß wir uns wegen des Weges durch den Wald nicht verspäten dürfen.«

»O, das Schloß werdet Ihr jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Steigt daher nur ab und ich werde Euch einen Imbiß vorsetzen, der Euch nicht mißfallen wird. Ihr wißt, daß es mir zuweilen gelingt, Euch nach eurem Geschmacke zu bedienen.«

Der Prior schien sich gewaltig versucht zu fühlen.

»Ja, ja, Ihr seyd unnachahmlich, das gebe ich zu, besonders was Tauben mit Champignons und Eierkuchen mit Forellen betrifft, meine werthe Frau; aber jetzt ist nicht der

geeignete Augenblick, uns einem vielleicht tadelnswerthen sinnlichen Genusse hinzugeben. Was sagst Du dazu, Leonce?« fragte er, sich zu seinem Neffen wendend. »Sollen wir bei Madame Richard absteigen?«

»Ich stehe zu Befehl, mein Onkel,« entgegnete Leonce bescheiden. »Wir reiten nun schon über vier Stunden in dem Gebirge und Ihr habt in der Abtei ein nur sehr unbedeutendes Frühstück zu Euch genommen. Ihr müßt nothwendig Nahrung und Ruhe bedürfen. Andererseits könnte auch unseren Maulthieren eine kurze Rast nicht schaden.«

»Nun gut, so sey es,« hob der Prior wieder an, dessen Appetit heimlich gegen die Einflüsterungen der Furcht kämpfte; »wir wollen hier einen Augenblick Halt machen. Höret Ihr wohl, Madame Richard? Nur einen Augenblick. Deshalb laßt uns nicht lange schmachten — die geringste Kleinigkeit wird hinreichen, unsere erschöpften Kräfte wieder zu beleben. Es ist sehr zu beklagen, daß wir auf diese Weise die Sclaven unseres erbärmlichen Körpers sind.«

Die schöne Wirthin warf auf die Umstehenden einen Blick des Stolzes und der Freude.

»Verlaßt Euch auf mich, hochwürdiger Herr,« rief sie. »Welches Glück für mein Haus! Kommt, kommt! Alles ist bereit. Dank sey dem Himmel, man überrascht mich, was meinen Keller und meine Küche betrifft, nicht so leicht.«

Sie ergriff den Zügel des Maulthieres, auf welchem der Prior saß, und führte es triumphirend in die Herberge hinein, während Leonce mit gleichgiltiger Miene folgte.

»Hm!« sagte der Procurator in seinem gewöhnlichen spöttischen Tone, »ich beklage die armen Teufel, welche binnen hier und vierundzwanzig Stunden bei der Witwe Richard

einkehren. Sie werden weiter nichts zu essen bekommen als die Erzählung von den Heldenthaten des guten Paters.«

Niemand aber hatte diese Bemerkung des satyrischen Blindet gehört.

Sobald die Neugierigen die Reisenden im Innern der Herberge hatten verschwinden sehen, zerstreuten sie sich, um überall zu verkünden, daß der Prior von Frontenac soeben in Langogne angekommen, daß er mit seinem Neffen bei der Witwe Richard abgestiegen sey, daß sie sich Beide nach dem Schlosse Mercoire begeben würden, und auf diese Angaben hin baute man in der kleinen Stadt eine Menge unabsehbare Vermuthungen, mit welchen wir aber den Leser verschonen wollen.

II.

Die Herberge.

Um die gewaltige Sensation zu begreifen, welche in Langogne durch die Ankunft des Pater Bonaventura hervorgerufen ward, muß man wissen, daß die Abtei Frontenac, zu welcher er gehörte, damals das umfangreichste, wohlhabendste und mächtigste Kloster der ganzen Provinz war. Diese Abtei, in der Nachbarschaft von Florac gelegen, hatte ungeheure Besitzungen, einen fruchtbaren, gut angebauten Boden und zahlreiche, treu ergebene Bauern. Ueberdies übte sie auch in Folge frommer Stiftungen und Fideicommisse einen bedeutenden Einfluß auf eine gewisse Anzahl Land- und Lehensgüter, die sie nicht als Eigenthum besaß.

Die Väter von Frontenac galten für sehr gelehrt und

ihr Haus war seit mehren Jahrhunderten eine Pflanzschule von Theologen, Gelehrten und Historikern, von welchen mehre großes Aufsehen in der Welt gemacht hatten. Auch hatte ihr Abt Prälatenrang, er setzte seinem Namen den Titel Dom vor; er figurirte unter den sieben Repräsentanten der Geistlichkeit bei den Ständen des Gévaudan, welche sich jedes Jahr in Mende oder in Marvejois unter dem Vorsitz des Bischofs von Mende versammelten. Er war mit einem Worte ein angesehener Herr im Weltlichen, wie ein Kirchenfürst im Geistlichen.

Zu jener Zeit nun fühlte sich der Abt von Frontenac in Folge seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit nicht mehr im Stande, das Kloster selbst zu administriren und seine ganze Autorität war deshalb auf den Prior der Abtei übergegangen.

Der Pater Bonaventura hatte daher, mit dem unbedingten Vertrauen seines Vorgesetzten und des Capitels von Frontenac bekleidet, in den Angelegenheiten der Gemeinde, deren Ordnung er im Innern aufrecht erhielt und welche er nach außen auf würdige Weise repräsentirte, das erste Wort zu sprechen. Als gelehrter Mann und eifriger Priester war er schon der Stolz seines Hauses gewesen, ehe er factisch das Haupt desselben wurde.

Mit diesen so zu sagen geistlichen Eigenschaften verband Pater Bonaventura eine Thätigkeit, eine Geschäftskenntniß, kurz eine Weltklugheit, die sehr nöthig in einem Lande war, wo die alten Religionsstreitigkeiten weit entfernt waren erloschen zu seyn, wo die protestantische Opposition, obschon heimlich und unter der Hand, der Geistlichkeit oft allerlei Hindernisse bereitete. Durch seine Klugheit war es ihm gelungen, über die geheimen Eifersüchteleien und den Groll zu triumphi-

ren, welche Frontenac's Gedeihen erweckte, und man konnte sagen, daß seine gewandte und zugleich versöhnliche Administration dieses Gedeihen noch erhöhte.

Man mache sich daher einen Begriff von dem Stolz und der Zufriedenheit der guten Madame Richard, als sie in ihrer kleinen Herberge diesen angesehenen Mann empfangen konnte, der noch dazu von einem jungen Verwandten begleitet war, dessen Geist und Kenntnisse man rühmte! Die arme Frau verlor förmlich den Kopf darüber.

Nachdem sie ihre Gäste in ein kleines an die Küche stoßendes Zimmer geführt, hatte sie eine weiße Schürze umgebunden und lief nun von Ofen zu Ofen, um ihre Köchinnen zu instruiren und zu beaufsichtigen.

Uebrigens schien Alles schon im Voraus auf den Empfang vornehmer Gäste vorbereitet zu seyn. Das kleine mit Kastanienholz getäfelte Zimmer zeichnete sich durch außerordentliche Sauberkeit aus, eine damals in den Herbergen des südlichen Frankreich noch ziemlich seltene Eigenschaft. Der Tisch war bereits gedeckt. Auf dem schneeweißen Tischtuch sah man kleine Körbe mit herrlichen Früchten, Gefäße mit süßer Sahne, Pyramiden von rothen Erdbeeren, kaltes Geflügel von goldgelber Farbe.

Das appetitliche Bild war wohl geeignet, den Prior von seiner Furcht wegen der Bestie des Gévaudan abzulenken, dennoch aber sagte er, nachdem er einen liebkosenden Blick auf den Tisch geworfen, zu der Wirthin in einem Tone, welcher sein Bedauern verrieth:

»Nehmet dieses Geflügel wieder weg, meine Tochter. Obschon Leonce und ich von dem Privilegium der Reisenden Gebrauch machen könnten, so werden wir doch nicht vergessen, daß heute ein Fasttag ist. Wir werden uns deshalb mit

Eierkuchen. Forellen und einigen Früchten begnügen, die in der That sehr gut aussehen.«

Madame Richard gehorchte und trug die anstößigen Gerichte wieder fort. Ihrem Versprechen treu beeilte sie die Vorbereitungen zu dem Frühstück, und nach Verlauf von einigen Minuten erschien der berühmte Eierkuchen auf einer zinnernen Schüssel, welche glänzte, als ob sie von Silber gewesen wäre.

Der Mönch, welcher sich die Serviette unter das Kinn gesteckt hatte, beeilte sich, seinem Appetit freien Lauf zu lassen, und Leonce, dem die Bewegung und die frische Gebirgsluft den Magen leer gemacht, ahmte ihm aus Leibeskräften nach. Mehre Gläser vortrefflichen Weines erfrischten und erheiterten vollends den Körper und den Geist der Reisenden, so daß der Onkel und der Neffe — besonders der Onkel — sehr bald weit weniger Eile zu haben schienen, ihre Reise weiter fortzusetzen.

Die Wirthin ging fortwährend ab und zu. Sie hätte es sich nicht einfallen lassen, die Sorge der Bedienung der vornehmen Gäste anderen Händen anzuvertrauen, und während sie so hin- und hertrippelte, versuchte sie ihnen auf gewandte Weise einige Aufschlüsse über den Zweck ihrer Reise abzulocken.

»Es ist ein Wunder, ein wahres Wunder,« sagte sie, »den ehrwürdigen Prior von Frontenac in Langogne zu sehen. Ohne Zweifel aber reisen der hochwürdige Pater Bonaventura und der junge Herr, sein Neffe, nach Mercoire, um der großen Jagd beizuwohnen, welche morgen stattfinden soll.«

»Sehe ich wohl aus wie ein Jäger?« fragte der Pater in gutgelauntem Tone. »Und gleicht Leonce wohl jenen Thoren, welche zwölf Stunden hintereinander über Berge und durch Wälder galoppiren, um ein armes Thier von den Hunden zerreissen zu sehen? Diesesmal allerdings wird die

Jagd einen edleren und nützlicheren Zweck haben, weil es gilt, das Land von einem wilden Thier zu befreien, welches Schrecken und Entsetzen verbreitet. Leonce und ich würden aber bei einer solchen Sache eine sehr schlechte Rolle spielen. Mein Neffe hat in seinem Leben noch keine Waffe angerührt und ich — mit einem Worte, meine Tochter, wenn ich es sagen muß und es ist ja kein Geheimniß ich gehe nach Mercoire, um Fräulein von Barjac, der Mündel unseres Klosters, unter den Verlegenheiten beizustehen, welche die zahlreiche für den morgenden Tag angemeldete Versammlung ihr bereiten wird. Das Schloß wird von einer Menge Jäger angefüllt seyn, von welchen einige in ihren Reden allzu dreist oder in ihren Manieren zu wenig respectvoll seyn könnten. Meine Gegenwart wird diese unruhigen Gäste ein wenig in Schranken halten und eben um deswillen habe ich diese mühsame Reise unternommen.«

Vielleicht hatte der Mönch noch andere Beweggründe als die, welche er gerathen fand zu nennen, aber er sprach mit einer natürlichen Unbefangenheit, welche keinen Zweifel übrig lassen sollte. Madame Richard lächelte schlau.

»Meiner Treu, mein hochwürdiger Pater, wenn das, was man in der Umgegend erzählt, wahr ist, so wird eure Mission eine sehr leichte seyn, denn Fräulein von Barjac weiß sich sehr wohl allein in Respect zu setzen. Ich möchte durchaus nicht von einem adeligen Fräulein, von einer Mündel der heiligen Abtei Frontenac, Uebles reden, aber man behauptet, daß die fromme Dame eine so ziemlich unabhängige Gemüthsart besitzt und von der Schüchternheit der armen Frauen gar nichts zu haben scheint. In der That, ich getraue mich nicht, in eurer Gegenwart nur die Hälfte von dem zu wiederholen, was man von ihr sagt.«

Der Pater Bonaventura hörte auf zu essen und sah die Herbergswirthin mit kaltem Blicke an.

»Erklärt Euch deutlicher, Madame Richard,« hob er im Tone der Autorität wieder an; »ich befehle es Euch. Es liegt mir daran, Alles zu wissen, was man von Fräulein von Barjac sagt.«

»Mein Gott, hochwürdiger Herr,« entgegnete die Wirthin eingeschüchtert, indem sie zugleich die Gläser ihrer Gäste wieder vollschenkte. »es sind ohne Zweifel Verleumdungen. Die Menschen sind ja so schlecht. Uebrigens greift man nicht etwa die Ehre eurer Mündel an. Sie ist eine stolze junge Dame, das weiß man wohl, und die Liebhaber, welche sie umschwärmen, haben kein leichtes Spiel. Wohl aber plaudert man von ihren lebhaften Manieren, von ihren wunderlichen Launen, die manchmal in's Unglaubliche gehen. Man versichert, sie verkleide sich als Mann, um zu Pferde das Land zu durchstreifen, sie sey mit der Züchtigung Derer, welche sie beleidigen, sehr rasch bei der Hand, und in dem Augenblicke, wo sie ungeduldig wird, scheute sie sich sogar nicht zu fluchen. Ja, unser Viehfutterhändler der allerdings ein Hugenotte ist, versichert, er habe sie fluchen hören.«

Eine rasche Röthe überzog Leonce's Wangen.

»Gute Frau,« sagte er mit verhaltenem Zorne, »verschont uns mit diesen unwürdigen Lügen und wißt eine junge Dame von Stande besser zu achten, als —«

Er unterbrach sich als er sah, daß sein Onkel ihn verstohlen beobachtete, und senkte die Augen.

»Noch einmal, mein guter Herr,« entgegnete Madame Richard demüthig, »ich erzähle blos wieder, was in der Umgegend gesprochen wird und ich glaube selbst nicht daran. Fräulein von Barjac gilt deswegen nicht weniger für eine

ganz vortreffliche junge Dame, welche den Unglücklichen auf die großmüthigste Weise beisteht und von ihrem Reichthume den lobenswerthesten Gebrauch macht. Man erzählt von ihr wahrhaft bewunderungswürdige Züge und beklagt blos ihr wunderliches, zornmüthiges Temperament.«

Der Pater Bonaventura hatte weder Erstaunen noch Zorn blicken lassen, als er die so wenig günstige Meinung des Publicums über die reiche Mündel der Abtei erfuhr. Nachdem er ruhig sein Glas geleert, sagte er in gelassenem Tone:

»Es genügt, meine Tochter. Hütet Euch, diese abgeschmackten Gerüchte weiter zu erzählen, den Ihr würdet Euch dadurch an der christlichen Liebe und dem Geist der Gerechtigkeit versündigen. Fräulein von Barjac ist — dies weiß alle Welt — während ihrer Kindheit allerdings auf grausame Weise vernachlässigt worden. Von ihrem Vater, einem leidenschaftlichen Jäger, erzogen und in ihrem alten in Gebirgen und Wäldern versteckten Schlosse nur Männer sehend, ist sie herangewachsen, ohne daß Jemand sich darum kümmerte, ihr Herz und ihren Geist zu bilden, ohne daß man auch nur daran dachte, ihr die einfachsten Begriffe von den Pflichten ihres Geschlechtes beizubringen. Erst in der Stunde seines Todes bereute ihr Vater die vollständige Vernachlässigung, deren er sich gegen sie schuldig gemacht, und er hat uns die Sorge übertragen, seine arme Tochter zu überwachen und ihre Schritte auf den Wegen der Welt und auf der Bahn Gottes zu leiten. Diese Aufgabe war keine leichte. Christine von Barjac hat trotz ihres vortrefflichen Herzens störrige Gewohnheiten angenommen, welche uns viel Verdruß bereiten. Dennoch aber wird es uns durch die Ausdauer unserer Bemühungen und den Eifer der frommen und verständigen Personen, mit welchen wir sie umgeben haben, gelingen, über ihre unfügsame Laune

über ihr jedem Zügel abholdes Ungestüm zu triumphiren. Deshalb, meine Tochter, muß man sich nachsichtig gegen sie zeigen. Ohne Zweifel wird sie bald eine sanfte, bescheidene und zurückhaltende Frau werden, wie man deren in der Welt begegnet, und es wäre ungerecht, die Schuld ihrer Eltern ihr zur Last zu legen.«

Madame Richard versprach diesen Instructionen nachzukommen.

Während sie noch versuchte die Freiheit, die sie sich in ihrer Rede herausgenommen, zu entschuldigen, machten mehre Reisende vor der Thür der Herberge Halt.

In demselben Augenblick kam eine Magd in aller Eile herein und flüsterte einige leise Worte ihrer Herrin zu, welche bleich ward.

»Heilige Jungfrau!« murmelte die schöne Wirthin mit Entsetzen, »was wird er sagen? So wahr Gott lebt, ich dachte nicht mehr an ihn!«

Und sie eilte sofort mit der Magd hinaus, ohne Zweifel, um die Ankommenden zu empfangen.

Es dauerte nicht lange, so hörte man klirrende Tritte in dem Nebenzimmer, dann einen laut schallenden Kuß und eine männliche Stimme, welche auf französisch sagte:

»Ja, ich bin es, meine Charmante. Morbleu! — Meine Diener, welche heute morgen hier durchgekommen sind, müssen Euch doch meine Ankunft gemeldet haben! Ist Alles bereit?«

»Entschuldigt, Herr Baron, ich glaubte nun nicht mehr, daß Ihr kommen würdet,« antwortete die Wirthin in tödtlicher Verlegenheit. »Ich hatte Alles zu eurem Empfange fertig gemacht, aber —«

»Gut, gut! Ihr wißt, meine Schöne, daß die geringste Kleinigkeit von eurer weißen Hand bereitet, mir genügen

wird. Laßt meinen Piqueurs einige Erfrischungen geben und in den kleinen Salon trage man mir meinen Eierkuchen mit Forellen und meine Flasche Saint-Peray auf. — Ihr werdet mir Gesellschaft leisten, meine Charmante, denn euer frisches Gesichtchen erweckt den Appetit eben so wie die gute Laune.«

Gleichzeitig schien der Mann, welcher sprach, weiter gehen zu wollen, aber man hielt ihn zurück.

»Herr Baron,« hob die Wirthin in beinahe schluchzendem Tone wieder an, »ich habe Euch schon gesagt, daß ich nicht mehr auf Euch zählte. Und dann sind andere Reisende —«

»Ah so! Ihr habt andere Reisende hier! Sehr gut. Ich werde mich mit ihnen verständigen können, wenn es Edelleute und gute Zecher sind.«

Und rasch die Thür öffnend, trat der Unbekannte in das Zimmer, in welchem sich der Pater Bonaventura und Leonce befanden.

Dieser so wenig Umstände machende Mann war ein schöner rüstiger Cavalier von etwa dreißig Jahren, mit stolzer Miene, aufwärts gedrehtem Schnurbart und kecken Geberden. Er trug die reiche Uniform der Lieutenants von der Wolfsjägerei — einen Rock à la française und eine blaue Sammtweste mit silbernen Tressen besetzt, weiße Beinkleider, hohe Stiefel, eine Perrücke à la brigadière und einen dreieckigen Hut. Ein Hirschfänger, dessen Griff von ciselirtem Silber war, vervollständigte dieses Costüm, welches den stolzen Wuchs und die kräftigen Formen des Neuangekommenen vortheilhaft hervortreten ließ. In der Hand hielt er eine Peitsche und schwenkte sie mit einer Dreistigkeit, als ob er bereit wäre, sich ihrer gegen Jeden zu bedienen.

Der Baron von Laroche-Boisseau — denn dies war der Name und Titel dieses Edelmanns, — zählte, wie wir bereits erwähnt haben, zu den acht Baronen, welche das Recht hatten, unter den Ständen des Languedoc und des Gévaudan zu sitzen. Seine Familie war eine jüngere Linie des alten Hauses Varinas, welches seit einigen Jahren erloschen, aber früher eines der berühmtesten der Provinz gewesen war. Die Grafen Varinas hatten zur Zeit der letzten Valois die reformirte Religion angenommen und waren zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes die Häupter des Protestantismus in diesem Theile der Cevennen gewesen.

Bei der Empörung der sogenannten Camisarden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte ein Herr von Varinas, der Urgroßvater des gegenwärtigen Barons, die Marschälle von Berwick und von Villars lange im Schach gehalten. Endlich jedoch in diesem ungleichen Kampfe überwunden, von den Seinen verlassen, hatte der hugenottische Parteigänger sich genöthigt gesehen, sich zu verstecken. Die Sage behauptete, er habe mehre Jahre lang eine beinahe unauffindbare Grotte bewohnt und sey in derselben als Märtyrer seines religiösen Glaubens gestorben. Die Leute der dortigen Gegend zeigen noch heutzutage diese durch ihren Umfang und die prachtvollen Tropfsteinfiguren, mit denen sie geschmückt ist, merkwürdige Grotte. Man nennt sie die Varinasgrotte nach dem Namen ihres ehemaligen Bewohners.

Mochte dem aber nun auch seyn, wie ihm wollte, so trieben seine Nachkommen die Anhänglichkeit an ihre religiöse Ueberzeugung nicht so weit. Erschreckt durch die kräftigen Maßregeln, welche in Folge der Insurrection ergriffen wurden, entsagten sie wenigstens dem Scheine nach ihrem Glauben, um ihre Güter und ihre aristokratischen Privilegien zu behalten.

Nur versicherte man, daß diese Abschwörung bei Mehren von ihnen nicht aufrichtig gewesen sey und daß sie im Grunde ihres Herzens Protestanten geblieben seyen.

Der Vater des gegenwärtigen Barons namentlich war niemals wegen seines katholischen Eifers berühmt gewesen und der Baron selbst galt für einen Spötter und Zweifler. Er zeigte viel Vorliebe für die neuen Ideen und paradirte gern nach der damaligen Mode mit seiner Irreligiosität.

Ueberdies führte er auch ein sehr tolles, ausschweifendes üppiges Leben, zum großen Nachtheil seines schon stark zusammengeschmolzenen väterlichen Erbes und ahmte in allen Dingen jenem leichtsinnigen Adel nach, dessen Fehler schon die große Revolution vorbereiteten.

Der Pater Bonaventura kannte schon seit langer Zeit den Baron von Laroche-Boisseau, dessen Geschicklichkeit und Gewandtheit als Jäger den König bewogen hatten, ihn zum Wolfsjägermeister der Provinz des Gévaudan zu ernennen. Sie waren einander mehrmals bei der Versammlung der Stände begegnet, wo der Prior sich durch seine Weisheit und Mäßigung, der Baron dagegen durch seine Frivolität und zänkische Laune bemerklich machten.

Dies war der Grund einer Feindschaft, welche durch Umstände, die wir bald kennen lernen werden, noch bitterer gemacht ward.

Sey es indessen, daß der Mönch in diesem Augenblicke diese früheren Zwistigkeiten vergaß, sey es, daß er vielleicht auch nur den Schein bewahren wollte — kurz, er stand, als er den Baron erblickte, auf und begrüßte ihn höflich.

Leonce grüßte aus Rücksicht für seinen Onkel auf dieselbe Weise, obschon mit sichtbarem Widerwillen.

Herr von Laroche-Boisseau schien diese Zeichen von Nach-

giebigkeit nicht zu bemerken. Er blieb mit gerunzelter Stirn und bedecktem Kopfe auf der Schwelle der Thür stehen. Ohne Zweifel hatte er den Prior von Frontenac auch erkannt, fand es aber nicht angemessen, es kundzugeben, sondern wendete sich halb gegen Madame Richard, die zitternd und verlegen hinter ihm stand, und sagte in rauhem Tone zu ihr:

»Ah, mordieu, meine Schöne, nun beginne ich eure Winkelzüge zu verstehen! Zum Teufel, Ihr habt mein Frühstück von diesen Mönchen verzehren lassen!«

Die Witwe erschöpfte sich in Entschuldigungen und Klagen. Es mangele, sagte sie, Gott sey Dank, durchaus nicht an weiteren Mundvorräthen und man könne dem Herrn Baron ein Mahl bieten, welches seiner würdig sey. Nur der Eierkuchen mit Forellen, welchen man für den Herrn Baron bereitet —«

»Ist nach dem Geschmack dieser guten Väter gewesen,« setzte Laroche-Boisseau hinzu, »und ihr habt ihnen den Vorzug eingeräumt. Wunderschön, meine vortreffliche Wirthin! Wenn es Edelleute wären anstatt Geistliche, so hätte ich mich versucht gefühlt, ihre Verdauung auf sehr unangenehme Weise zu stören, das versichere ich Euch.«

Diese Drohung rief auf Leonce's Gesicht eine lebhafte Röthe hervor, ein Blick seines Onkels aber reichte hin, um ihn zu bewegen, sofort die Augen niederzuschlagen.

Der Pater Bonaventura, welcher bis jetzt ruhig vor sich hingelächelt, nahm endlich das Wort.

»Wohlan, Herr Baron,« sagte er mit etwas ironischer Höflichkeit, »seyd nachsichtig gegen diese Frau. Wie man Euch bereits gesagt hat, war der Eierkuchen nicht der einzige Mundvorrath in diesem Hause. Es ist noch Platz an diesem

Tische und wenn ich gewissen Gerüchten glauben darf, so wird Euch kein Gewissensscrupel abhalten, diesen Schinken und das kalte Geflügel zu schmausen, welches man Euch hier an einem Fasttage auftragen kann.«

Diese Anspielung auf den Glauben seiner Familie schien den Zorn des Barons auf den höchsten Gipfel zu steigern. Dennoch aber unterdrückte er seine Aufwallung, schlug ein lautes Gelächter auf und sagte zu seiner Wirthin:

»Die arme Richard! Wie bestürzt und verlegen sie dasteht! Wohlan denn, es soll hiervon weiter nicht die Rede seyn. Ich bin ein Jäger und folglich nicht verwöhnt. Bringt mir, was Ihr wollt, schöne Frau, nur laßt mich nicht lange warten, denn ich habe Eile.«

Die über diese Wendung nicht wenig erfreute Wirthin eilte davon, indem sie verkündete, daß der Herr Baron sofort bedient werden solle.

Was diesen selbst betraf, so warf er seinen Hut und seine Peitsche auf einen Nebentisch und setzte sich vor einen leer gebliebenen Platz der Tafel während der Pater Bonaventura und Leonce ihre Plätze wieder einnahmen, um ihre Mahlzeit zu beenden.

III.

Die Kriegserklärung.

Es trat ein Augenblick verlegenen Schweigens ein. Augenscheinlich empfand Herr von Laroche-Boisseau jetzt einen sehr lebhaften Wunsch, in genauere Mittheilung mit dem Prior und seinem Neffen zu treten. Der Stolz aber hielt ihn ab, ihnen entgegen zu kommen. Pater Bonaventura seinerseits, welcher diese Absicht errieth, hielt sich klüglich auf der Defensive. Der Baron kreuzte die Beine und begann mit den Fingerspitzen auf dem Tisch zu trommeln. Endlich fragte er in kurzem Tone:

»Nun, ehrwürdiger Vater, ich will doch nicht hoffen, daß Ihr Groll gegen mich hegt, weil ich mich vorhin etwas lebhaft ausdrückte? Nichts macht mehr zur üblen Laune geneigt, als ein leerer Magen. Die einzige Schuld bei der ganzen Sache betrifft unsere alberne Wirthin, welche so ohne Weiteres das für mich bereitete Frühstück Euch überlassen hat.«

Der Mönch antwortete, während er dabei sorgfältig eine schöne Birne schälte, er habe von diesem Umstande nicht gewußt, jedenfalls aber sey er ein viel zu guter Christ, um eine Anwandlung von Zorn nicht zu entschuldigen.

»Das freut mich, hochwürdiger Herr, denn es bestehen zwischen uns auch noch andere gewisse Beweggründe zu wechselseitiger Unzufriedenheit und ich würde mich glücklich schätzen, wenn

diese Begegnung uns Gelegenheit böte, jenen alten Eifersüchteleien ein Ende zu machen. — Was wäre wohl eure Meinung in dieser Beziehung, Herr Prior?«

Bonaventura antwortete mit demselben Phlegma und derselben Versöhnlichkeit, daß er stets bereit sey, Alles zu thun, was mit seiner Pflicht vereinbar sey, um sich bei dem Herrn Baron in Gunst zu setzen.

Dieser schien mit diesen unbestimmten, zurückhaltenden Worten nicht sehr zufrieden zu seyn. Er verschob die Erklärung, die er auf dem Punkte gestanden hervorzurufen, und fragte zerstreut:

»Ohne Zweifel, hochwürdiger Herr, reist Ihr nach Mercoire zu Fräulein von Barjac?«

»Allerdings, Herr Baron, und Ihr —«

»O Ihr wißt es recht wohl, das ganze Land weiß es. Ich will als guter Paladin das Ungeheuer vertilgen, welches die Ländereien einer schönen Schloßherrin verwüstet.«

»Und glaubt Ihr, Herr Baron,« fragte der Prior mit sichtlichem Interesse, »glaubt Ihr mit diesem wüthenden Thier wirklich fertig zu werden?«

»Ich bin dessen gewiß,« antwortete Laroche-Boisseau mit dem Selbstvertrauen eines Jägers. »Dieser Wolf hat sich nach den letzten Nachrichten in den Wald von Mercoire geflüchtet und es steht zu bezweifeln, daß er sich daraus entfernen wird. Morgen wird er demgemäß aufgespürt, gehetzt und noch vor Ende des Tages unvermeidlich erlegt werden, darauf könnt Ihr Euch verlassen.«

»Für morgen wäre also gesorgt, aber würden nach eurer Meinung auch heute friedliche Reisende den Wald ohne Gefahr passiren können?«

Diesmal ließ der gute Pater Bonaventura sich seine Furcht so sehr merken, daß der Baron vielleicht nicht dem boshaften Vergnügen widerstehen konnte, ihn ein wenig zu quälen.

»Hm!« sagte er gleichgiltig, »die Bestie ist von riesiger Größe und besitzt eine unglaubliche Dreistigkeit. Zu trauen ist allerdings nicht.«

Der Prior stieß eine Art Seufzer aus und sah seinen Neffen an, welcher ruhig blieb.

In diesem Augenblick trat Madame Richard von ihren Mägden begleitet ein, welche das Frühstück des Barons trugen, und jede zusammenhängende Conversation ward nun unmöglich.

Es dauerte jedoch nicht lange, so schickte Laroche-Boisseau, als ob ihm selbst viel daran gelegen hätte, die Unterhaltung fortzusetzen, die Wirthin und die Dienstboten fort, indem er in trockenem Tone versicherte, daß er nichts mehr bedürfe.

Der Prior, der, so wie die Stunde des Aufbruchs heranrückte, immer unruhiger ward, hob bald in schmeichelndem Tone wieder an:

»Wohlan, Herr Baron, da wir ebenfalls nach Mercoire wollen, würdet Ihr uns dann wohl die Ehre geben, uns mit Euch reisen zu lassen? Eure Tapferkeit ist bekannt und übrigens bilden eure Leute eine ansehnliche Bedeckung. Erlaubt uns daher uns Euch anzuschließen und Fräulein von Barjac, unsere Mündel, wird Euch für eure Gefälligkeit Dank wissen.«

Diese directe Bitte schien dem guten Pater einige Ueberwindung gekostet zu haben, dennoch aber zeigte sich der Baron nicht sehr eilig, auf den Vorschlag einzugehen.

Er entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, in der er sich befände, sehr rasch zu reiten, denn er hätte noch heute Abend vielerlei Befehle zu ertheilen und in Bezug auf die Treibjagd für den folgenden Tag eine Menge Anordnungen zu treffen.

»Unsere Maulthiere sind nicht schlecht,« entgegnete der Prior, dessen geheime Furcht durch diese Weigerung noch mehr erweckt ward, »und eure schönen Pferde können auf den fürchterlichen Gebirgswegen auch nicht schneller gehen. Wirklich, Herr Baron, wäre es wohl großmüthig uns eine Gunst zu verweigern, die Euch so wenig kosten würde?«

Laroche-Boisseau lächelte auf eigentliche Weise, dann trank er rasch nach einander mehre Gläser von dem Saint-Peray-Wein, für welchen er eine unverkennbare Vorliebe zu haben schien, und hob dann, ohne Zweifel durch das edle Getränk keck gemacht, in offenerem Tone wieder an:

»Wohlan, Pater Prior, vielleicht wäre ich geneigt, Euch zu dienen; wenigstens aber muß ich vorher wissen, ob Ihr meine Freunde oder meine Feinde seyd.«

»Eure Feinde, Herr Baron? Unter den ehrwürdigen Vätern von Frontenac habt Ihr keine Feinde.«

»Aber habe ich Freunde darunter? Dies ist eine andere Frage, nicht wahr, würdiger Prior? Spielen wir ein unverdecktes Spiel, und da der Zufall oder die Vorsehung, wenn Ihr lieber wollt, uns hier zusammengeführt hat, so wollen wir Beide diesen günstigen Umstand zu benutzen suchen. Ich glaube,« fuhr Laroche-Boisseau fort, indem er sich zu Leonce wendete, »daß ich vor diesem jungen Manne mich frei aussprechen kann?«

»Er ist mein Neffe,« entgegnete der Mönch eifrig, »er ist mein Secretär, mein Vertrauter, mein alter ego.«

»Gut. Uebrigens ist es auch nicht meine Gewohnheit, aus meinen Projecten ein großes Geheimniß zu machen. — Höret also und seyd offen wie ich. Ihr habt, hochwürdiger Pater, wohl nicht meine rechtmäßigen Beschwerden gegen eure Abtei und ganz besonders gegen Euch vergessen, der Ihr die Seele des Klosters seyd, und darin unumschränkte Autorität besitzet?«

»Gegen mich, Herr Baron?«

»Unterbrecht mich nicht, wenn ich bitten darf. Diese schon sehr alten Beschwerden sind eben so sehr die meiner Familie als meine eigenen. Man betrachtet mich, wie ich recht wohl weiß, als einen Thoren, einen Brausekopf, der an weiter nichts denkt als ein flottes Leben zu führen. Man glaubt, ich sey gar nicht fähig über etwas nachzudenken; man hält mich für gleichgiltig gegen die Interessen und die Würde meines Namens. Man wird aber bald einsehen, daß dem nicht so ist. So groß auch die Hindernisse seyn mögen, so würde ich sie doch zu durchbrechen wissen, wenn man die Unklugheit hätte, mich zum Aeußersten zu treiben.«

Während er dies sagte, runzelte er die Stirn und ballte drohend die Fäuste. Bonaventura aber verhielt sich gleichgiltig.

Es dauerte nicht lange, so hob der Baron in ruhigerem Tone wieder an:

»Wir wollen, wenn es Euch beliebt, hochwürdiger Pater, auf Ereignisse zurückgehen, welche vor bereits sechzehn oder achtzehn Jahren stattgefunden haben. Mein Vater lebte damals noch und auch mein Onkel, der Graf von Varinas, der Herr der schönen Besitzung, von welcher er den Namen hatte. Es hatte, wie ich zugebe, zwischen meinem Vater, dem Baron von Laroche-Boisseau, und seinem ältesten Bruder, dem Grafen

von Varinas, niemals eine sehr lebhafte Sympathie bestanden. Mein Vater war wie ich ein flotter Edelmann, der mit seinem Vermögen nicht sehr sparsam umging, das Vergnügen und eine gutbesetzte Tafel liebte. Varinas dagegen hatte eine düstere Gemüthsart, ein kränkliches Temperament und besonders in der letzten Zeit seines Lebens war er über alle Maßen geizig und fromm geworden. Seit dem Tode seiner Gattin verlebte er, anstatt auf seinen Gütern zu wohnen, seine ganze Zeit in der Abtei Frontenac, wo er eine Wohnung hatte und wo, wie man sagt, Ihr, hochwürdiger Pater, damals noch schlichter Mönch, einen großen Einfluß auf seinen geschwächten Geist ausübtet. Nichtsdestoweniger waren die Beziehungen der beiden Brüder zu einander niemals feindselig gewesen und bei jeder Gelegenheit bewiesen sie einander die Rücksichten, welche nahe Verwandte in einer ehrenwerthen Familie einander schuldig sind. Zu jener Zeit konnten weder mein Vater noch ich vermuthen, daß wir jemals die Erben des Grafen werden würden. Er hatte einen Sohn von drei oder vier Jahren, welchen man den Chevalier von Varinas nannte, und der nach ihm seinen Namen und seine Besitzung erben sollte. Dieser Knabe aber starb in Folge eines Unfalles, und weniger als sechs Monate darauf hauchte der Graf selbst in der Abtei Frontenac seinen letzten Seufzer aus. Als mein Vater diese traurige Nachricht erhielt, machte dieselbe trotz der Kälte, welche während der letzten Jahre zwischen ihm und seinem Bruder obgewaltet, einen sehr schmerzlichen Eindruck auf ihn, und er eilte nach der Abtei, um dem Grafen die letzten Ehren zu erweisen. Nachdem dies geschehen, wollte er ebenso in meinem Namen wie in dem seinen die Familiengüter und namentlich die Herrschaft Varinas beanspruchen, welche ihm als dem nächsten Verwandten und natürlichen Erben des

verstorbenen Gutsherrn zufielen. Wie groß aber war seine Entrüstung, als man ihm ein Testament zeigte, durch welches mein Onkel das Eigenthumsrecht auf seine Ländereien und Schlösser dem Abt von Frontenac vermachte. Es war dies eine empörende Ungerechtigkeit. Augenscheinlich hatte hierbei List und Ueberredung stattgefunden. Man hatte die Schwäche des Grafen in seinen letzten Augenblicken gemißbraucht, um seine Familie zu berauben. Man hatte Hinterlist, ja vielleicht Gewalt angewendet, um ihm dieses unsinnige Document abzupressen. Mein Vater, der von sehr erregbarem, zornmüthigem Temperament war, spie Feuer und Flammen, sprach sich gegen euren Abt und sein Capitel in sehr harten Worten aus und verließ dann Frontenac, indem er schwur, sich Gerechtigkeit zu verschaffen.

»In der That machte er auch bei dem Parlament von Bordeaux einen Prozeß gegen die Abtei anhängig, um die Nichtigkeitserklärung dieses abgeschmackten Testamentes zu erlangen, aber nun zeigte sich der gewaltige Einfluß, welchen die Geistlichkeit in dieser Provinz besaß. Die Sache des Abtes von Frontenac ward die der ganzen Geistlichkeit und hohe kirchliche Personen, sogar Bischöfe, vermittelten zu seinen Gunsten. Man machte gegen uns jene alte Anschuldigung des Protestantismus geltend, welche jedesmal wieder zum Vorschein kam, wenn wir unser Recht vertheidigen wollten. Ihr ganz besonders, hochwürdiger Vater, waret, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, denn ich war damals noch sehr jung, der thätigste und intelligenteste Verfechter der Sache eures Abtes. In Folge eurer Bemühungen ward mein Vater mit seiner Forderung abgewiesen und zur Bezahlung der bedeutenden Kosten verurtheilt, während das Kloster im Besitze unseres Erbtheils bestätigt ward. Sagt, hochwürdiger Vater,

sind die Ereignisse, welche ich soeben rasch und flüchtig geschildert, nicht ganz genau so, wie ich sie erzählt habe?«

Der versteckte Haß und die böswilligen Hindeutungen, welche in dieser Erzählung lagen, hatten die heitere Ruhe des Priors durchaus nicht zu trüben vermocht. Er hatte ruhig mit über der Brust gekreuzten Armen und lächelndem Munde zugehört.

»Die Thatsachen, wenn auch nicht die Motive derselben, sind von Euch wahrheitgemäß erzählt worden, Herr Baron,« entgegnete er. »Ich werde sogar nicht läugnen, daß ich persönlich sehr viel zum Verlust des von Herrn von Laroche-Boisseau. eurem Vater, anhängig gemachten Prozesses beigetragen habe, und wenn ich daran nicht recht gethan, so werde ich mich deswegen vor Gott und meinem Gewissen verantworten. Nur habt Ihr ohne Zweifel aus Vergessenheit unterlassen, einen kleinen Umstand zu erwähnen, welcher der Sache ein ganz anderes Ansehen zu geben geeignet ist. Dieser Umstand besteht darin, daß die unserm hochzuverehrenden Abt von eurem seligen Onkel seligen Angedenkens gemachte Schenkung keine definitive ist. Sie soll provisorisch nur als ein Fideicommiß betrachtet werden. Ein Codicill zum Testament des Grafen von Varinas wird in dem Archiv unseres Hauses aufbewahrt und dem ausdrücklichen Willen des Testators zu Folge wird dieses Codicill erst nach einer Frist geöffnet werden, welche binnen hier und einigen Monaten abläuft. Erst in einigen Monaten wird daher der eigentliche Wille eures Verwandten bekannt werden. Bis dahin müßt Ihr Euch enthalten, sein Andenken anzuklagen. Andererseits haben wir uns niemals als Besitzer der Güter des Grafen von Varinas betrachtet. Wir haben uns begnügt, sie mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu verwalten und werden sie dem, der ein Recht dar-

auf hat, an dem Tage zurückgeben, wo das definitive Testament uns unsere Pflicht in dieser Beziehung geoffenbart haben wird.«

»Dieses angebliche Codicill ist nichts weiter als eine unwürdige List!« rief der Baron mit Ungestüm, »und ich weiß recht wohl. daß es den Sinn des ersten Documentes nicht auf wesentliche Weise abändern wird. Ich habe, hochwürdiger Pater Prior, die geschickten Manöver errathen durch welche eure Brüderschaft sich den friedlichen Genuß der Ländereien des Grafen von Varinas sichern will. Ohne Zweifel fürchtend, daß die offene und sofortige Schenkung dieser reichen Besitzungen allgemeine Entrüstung erregen würde, habt Ihr versucht, ihr eine bedingte Form zu geben, um den häßlichen Anstoß eines solchen zum Nachtheil der legitimen Erben gemachten Vermächtnisses zu vermeiden. Ihr habt geglaubt, daß es gerathen sey, Zeit zu gewinnen, um die öffentliche Meinung allmälig an diese dreiste Beraubung zu gewöhnen. Bis dahin, wo dieses Codicill Euch vollständig das Eigenthumsrechts der Güter meines Onkels verbürgt, gebt Ihr vor, daß Ihr blos die Depositarien derselben seyet und seit beinahe sechzehn Jahren seyd Ihr nicht in eurem angemaßten Besitz gestört worden. Ihr hoffet, daß man nach dieser langen Frist eure strafbare Ueberredung vergessen habe, daß die Leidenschaften beruhigt seyen und daß Ihr ohne Geräusch und ohne großes Aufsehen unser Erbtheil auf definitive Weise mit den ungeheuren Besitzungen eurer Abtei vereinigen könnt. Vielleicht wird dies aber nicht geschehen, Herr Prior. Ich werde, wie ich mir nicht verhehle, auf diese alte Angelegenheit zurückkommen, sobald sich die Gelegenheit dazu darbieten wird. Mein Vater ist vor Kummer und durch eure Intriguen und Chicanen beinahe ruinirt gestorben, aber ich bin noch da

und werde die Rechte meiner Familie wieder zu erlangen wissen. Ich werde den Augenblick der Eröffnung dieses Codicills abwarten, wenn aber dieses Document euren Manövers den Sieg verleiht, dann könnt Ihr versichert seyn, daß ich nicht unthätig bleiben werde. Die Zeiten haben sich seit sechzehn Jahren sehr geändert. Das Jahrhundert ist vorgeschritten und die Geistlichkeit besitzt nicht mehr den allmächtigen Einfluß wie sonst. Man spricht schon davon, die reichste und mächtigste der religiösen Corporationen, die der Jesuiten, aus Frankreich zu verjagen. Dank der Philosophie und dem Fortschritt der Aufklärung beginnt der Wind sich gegen Euch zu drehen. Nehmt Euch daher in Acht, denn diesmal würde euer Ansehen vielleicht nicht hinreichen, einer Ungerechtigkeit den Sieg zu verschaffen.«

Laroche-Boisseau hatte sich mit großer Heftigkeit ausgesprochen und selbst Leonce schien von der anscheinenden Rechtmäßigkeit seiner Klagen betroffen zu werden. Der junge Mann betrachtete, den Ellbogen auf den Tisch stützend, seinen Onkel mit einer Miene schmerzlichen Erstaunens, als ob sein ehrliches Gemüth nicht an die Unwürdigkeiten glauben könnte, deren man die Brüderschaft von Frontenac anklagte, und als ob er die Rechtfertigung derselben erwartet hätte.

Pater Bonaventura aber verhielt sich ganz ruhig. Er lächelte und strich zugleich mit seiner weißen wohlgeformten Hand die Falten seines Mönchsgewandes glatt.

»Wohlan, Herr Baron,« sagte er endlich, »Ihr werdet nun auf die Gelegenheit, welche Ihr suchet, nicht lange mehr zu warten brauchen. Wie ich Euch schon gesagt habe, wird die zur Eröffnung des Codicills eures Onkels festgesetzte Frist bald ablaufen. Dann werdet Ihr nach den Eingebungen eurer Interessen oder eures Grolles handeln. Was die Abtei

Frontenac betrifft, so wird sie ohne Furcht und ohne Schwäche dem Willen des Grafen von Varinas, möge derselbe seyn welcher er wolle, Achtung zu verschaffen wissen.«

Die Sicherheit, mit welcher der Prior dies sagte, war eine freimüthige und natürliche. Der Baron ward ohne Zweifel dadurch eingeschüchtert, denn er fuhr in sanfterem Tone fort:

»Wir wollen weder zu rasch noch zu weit gehen, mein hochwürdiger Vater. Ich hoffe noch, daß ich nicht zu diesen äußersten Mitteln schreiten werde. Ich habe, indem ich die Erinnerung an diesen alten Streit wieder erwecke, keinen andern Zweck, als das Unrecht nachzuweisen, welches ich erlitten, und die Ansprüche auf eine Entschädigung, die mir von Seiten eurer Brüderschaft vielleicht gebührt. Wenn diese Entschädigung mir gewährt würde, wäre ich bereit, das feierliche Versprechen zu geben, die Abtei niemals wieder in dem Besitze der Güter oes Grafen von Varinas zu stören.«

»Eine Entschädigung, Herr Baron? Ich verstehe Euch nicht.«

»Ich glaube im Gegentheile, daß Ihr mich recht gut versteht, hochwürdiger Vater, aber höret ferner. In Folge des Prozesses, den wir gegen euer Kloster geführt, vielleicht auch in Folge unüberlegter Ausgaben, ist mein gegenwärtiges Vermögen, wie allgemein bekannt, bedeutend zusammengeschmolzen. Meine Einkünfte sind theilweise mit Beschlag belegt, meine Grundstücke verpfändet und ohne die eigennützige Hilfe des Maitre Legris, meines Geschäftsagenten, würde es mir zuweilen vielleicht sehr schwer werden, meinen Namen auf würdige Weise zu behaupten. Nun sehe ich nur zwei Mittel, mich dieser peinlichen Lage zu entreißen: entweder ich benutze die Umstände, um die Güter des Grafen von Varinas, welche

mir entrissen worden, mit Gewalt zurückzuverlangen, oder ich stelle meinen Reichthum durch eine vortheilhafte Heirath wieder her. Dieses letzte Project ist es, dessen Ausführung ich Euch, mein hochwürdiger Vater, bitten möchte, zu begünstigen. Versteht Ihr mich endlich?«

»Noch nicht, Herr Baron.«

»Ihr pflegt sonst weit mehr Scharfsinn an den Tag zu legen,« hob Laroche-Boisseau in trockenem Tone wieder an. »Ich will mich indessen ganz deutlich erklären. Hochwürdiger Vater, euer Kloster, welches so gern große Erbschaften macht, zeigt auf dieselbe Weise eine eigenthümliche Vorliebe für reiche Erbinnen. Ihr habt in diesem Augenblicke eine wohlhabende Mündel, welche Ihr mit eifersüchtiger Sorgfalt überwacht. Ihr umgebt sie mit Spionen, Ihr erforscht ihre unschuldigsten Handlungen, Ihr seyd mißtrauisch gegen Alle, die ihr zu nahe kommen. Ohne den Zweck der Intriguen, mit welchen man Fräulein Christine von Barjac umgibt, ermitteln zu können, will ich doch gern glauben, daß man niemals daran gedacht hat, eine Nonne aus ihr zu machen und mit ihren ansehnlichen Gütern irgend ein Frauenkloster zu beschenken, welches man begünstigen möchte.«

Der Mönch schien seit einem Augenblicke die ziemlich beleidigenden Ausdrücke, deren der Baron sich bediente, mit weniger Geduld zu ertragen, denn eine dunkle Röthe färbte seine Backenknochen.

»Herr Baron,« antwortete er mit leicht zitternder Stimme, »trotz meines Wunsches, mich in den Schranken der Mäßigung zu halten, kann ich eure beleidigenden Voraussetzungen gegen das heilige Haus, dem ich angehöre, nicht länger dulden. Wenn daher diese Unterredung noch länger dauern soll, so ersuche ich Euch, mit weniger Bitterkeit und

mehr Gerechtigkeit zu sprechen. Der Abt und das Capitel von Frontenac haben niemals daran gedacht, Fräulein von Barjac dem geistlichen Stande zu widmen, und sie werden bei diesem Beschlusse beharren, dafern nicht ihre Mündel einen positiven und beharrlichen Beruf zeigt, was durchaus nicht wahrscheinlich ist. Ihr wißt, denn Ihr kennt sie, wie mühevoll unsere Aufgabe ist, diese junge, eigenwillige, unzähmbare, jeden guten Rath verwerfende junge Dame zu überwachen. Die Ursulinerinnen von Mende haben versucht, ihr die Anfangsgründe des Unterrichtes beizubringen; ihre Fortschritte sind aber nur mäßig gewesen, und sie hat dieses Kloster nach Verlauf von zwei Jahren wieder verlassen, nachdem sie den armen Schwestern durch ihre Störrigkeit und Widerspenstigkeit das Leben auf's Aeußerste verbittert hatte. Seit ihrer Rückkehr nach dem Schlosse Mercoire haben wir ihr einen wackern, rechtschaffenen Edelmann und eine alte Nonne, deren Geduld, Eifer und hohe Tugend wir seit langer Zeit kennen, an die Seite gegeben. Ihr sehet, Herr Baron, daß es uns bei einer Mündel von diesem Charakter sehr schwer geworden seyn möchte, ihr unsern Willen aufzubringen. Wenn daher Fräulein von Barjac in der Welt bleiben und sich verheirathen will, so wird es uns nicht einfallen, ihrer Wahl entgegen zu seyn — vorausgesetzt, daß dieselbe ihrer und des edlen Hauses, aus welchem sie stammt, nicht unwürdig sey.«

»Ist das wahr, hochwürdiger Vater?« rief Laroche-Boisseau lebhaft. »Würde man auf keinen Widerstand von eurer Seite stoßen, wenn der Prätendent das Unglück hätte, Euch und den andern Würdenträgern eurer Abtei zu mißfallen? Nehmen wir einmal an, daß ich, der ich jetzt mit Euch spreche, die Idee gefaßt hätte, diese kleine Löwin zu zähmen,

daß es mir gelungen wäre, einen günstigen Eindruck auf sie zu machen, und daß ich trotz ihres wilden Temperamentes es wagte, sie zu heirathen — antwortet mir einmal offen: würdet Ihr in diesem Falle ein solches Bündniß nicht durch alle Euch zu Gebote stehenden Mittel zu verhindern suchen?«

Diese directe Frage schien den Prior in große Verlegenheit zu setzen, und selbst Leonce erwartete seine Antwort mit ängstlicher Spannung.

»Was, Herr Baron,« fragte Bonaventura, »hättet Ihr wirklich die Aufmerksamkeit des Fräuleins von Barjac in besonderer Weise auf Euch gezogen? Die junge Dame hat sich bis jetzt gegen Alle, welche gewagt haben, sich ihr auf galante Weise zu nähern, unzugänglich gezeigt.«

»Und sie würde sich ohne Zweifel auch gegen mich so gezeigt haben, wenn ich den Fehler begangen hätte, ihr mit süßlichen Redensarten lästig zu fallen, welche sie verabscheut. Nein, ich habe ihr niemals ein Wort von Liebe gesagt, bei den Gelegenheiten aber, wo meine Jagden mich nach Mercoire führten, fand Fräulein von Barjac an meiner Gesellschaft stets mehr Gefallen als an der irgend eines anderen Edelmannes unserer Gegend. Allerdings ist das noch nicht viel; bei einem Mädchen aber, welches von dem gewöhnlichen Schlage so verschieden ist, liegt darin schon Manches, was gewisse Hoffnungen gibt. Wenn ich daher nicht die Gewißheit hätte, daß meine Pläne von einer andern Seite durchkreuzt würden, so würde ich den Muth nicht verlieren. Deshalb beschwöre ich Euch, mir zu sagen, worauf ich zu rechnen habe. Noch einmal frage ich Euch: seyd Ihr meine Freunde oder meine Feinde?«

»Und ich werde nicht müde werden zu antworten, daß die Väter von Frontenac Niemandes Feinde sind. Ist uns

die Nächstenliebe nicht selbst gegen die zur Pflicht gemacht, welche uns beleidigt haben?«

»Auf diese Weise entschlüpft Ihr mir nicht, Herr Prior! — Wollt Ihr zum Beispiel läugnen, daß eure gegenwärtige Reise hauptsächlich den Zweck habe, meine möglichen Fortschritte in der Gunst des Fräuleins von Barjac zu bekämpfen? Habt Ihr nicht Kenntniß von der Bevorzugung erhalten, welche eure Mündel mir einräumt, und habt Ihr, nachdem Ihr meine bevorstehende Ankunft auf dem Schlosse Mercoire erfahren, Euch nicht unverweilt auf den Weg gemacht, um in eurer Eigenschaft als Rathgeber und wirkliches Oberhaupt eurer Brüderschaft durch eure Gegenwart alle meine Versuche zu vereiteln? Seht, hochwürdiger Vater, trotz eurer ein wenig allzu ungeistlichen List habe ich doch Vertrauen zu eurer Aufrichtigkeit. Antwortet mir einfach nein, und ich werde ohne Zaudern Euch glauben.«

Auf diese Weise in die Enge getrieben, konnte Pater Bonaventura der Frage nicht mehr ausweichen.

»Wohlan,« hob er an, »ich läugne nicht, daß meine Anwesenheit in Mercoire nothwendig erschienen ist, um die Bewerber, welche der Reichthum und die Schönheit des Fräuleins von Barjac unaufhörlich anlocken, in Schranken zu halten. Wir vertreten Vaterstelle an diesem jungen Mädchen. Können wir sie wohl unter der tumultuarischen Gesellschaft, welche sich in ihrem eigenen Hause versammeln wird, ohne Schutz und ohne Rath lassen?«

»Gut!« sagte der Baron in trockenem Tone, indem er sich zugleich erhob. »Das nenne ich endlich rund heraus gesprochen, hochwürdiger Vater. Ihr betrachtet also meine Aufmerksamkeiten gegen eure Mündel mit ungünstigem Auge,

und werdet meine Pläne mit allen euern Kräften bekämpfen?«

»Ich habe schon die Ehre gehabt, Herr von Laroche-Boisseau, zu versichern, daß Fräulein von Barjac in ihrer Wahl unbedingt frei bleiben würde. Nur werden die Väter von Frontenac ohne Zweifel von dem ihnen zustehenden Rechte Gebrauch machen, Rathschläge zu ertheilen, Vorstellungen zu machen —«

»Immer besser, immer besser,« entgegnete der Baron in ironischem Tone, indem er mit großen Schritten auf- und abging und seine silbernen Sporen kliren ließ. »Unglücklicherweise für Euch, mein hochwürdiger Herr, versichert man, daß eure Vorstellungen bei diesem störrigen Kinde kein sonderliches Gehör finden; aber wollt Ihr mir nicht wenigstens die Ursache der beklagenswerthen Vorurtheile mittheilen, welche Ihr gegen mich gefaßt habt?«

»Ach, Herr Baron,« rief der Pater Bonaventura, durch diese Hartnäckigkeit ungeduldig gemacht, »ist es wohl nothwendig, andere Ursachen aufzusuchen, als euer unordentliches, ausschweifendes Leben, den Ruin eures Vermögens, und ganz besonders eure geheime Anhänglichkeit an die protestantische Ketzerei?«

»Mein Ruin ist euer Werk,« entgegnete Laroche-Boisseau mit Energie. »Mein Leben ist das aller Edelleute, welche sich ihres Adels bewußt sind. Was die alte Beschuldigung des Protestantismus betrifft, die man mir unaufhörlich in's Gesicht wirft, wie man sie auch schon früher meinen Vorfahren und dem sehr frommen und eifrigen Katholiken, dem Grafen von Varinas, ins Gesicht geworfen, so könnte ich fragen, worauf sie sich gründet. Nehmen wir aber auch einen Augenblick lang an, daß sie gegründet sey — ist es, hochwürdiger

Vater, nicht besser, im Herzen protestantisch zu bleiben, als gar keine Religion zu haben, wie so viele Andere?«

»Und wäre das nicht auch bei Euch der Fall, Herr Baron?« sagte der Mönch in strengem Tone. »Man versichert, daß Ihr weder Predigt noch Kirche — doch brechen wir hiervon ab,« unterbrach er sich mit Selbstüberwindung. »Ich darf die Gewissen nicht erforschen, ohne in bestimmter Weise dazu aufgefordert worden zu seyn. Gott wird uns Alle richten!«

Man schwieg abermals. Der Baron fuhr fort in dem Zimmer auf- und abzugehen.

Endlich blieb er wieder vor dem Prior stehen.

»Also, mein hochwürdiger Vater,« fragte er mit verhaltenem Zorn, »Ihr nehmt das Mittel nicht an, welches ich Euch vorschlug, um schreiende Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen? Ich wünschte die Vergangenheit zu verwischen und mit Euch einen Frieden zu schließen, dessen Unterpfand Fräulein von Barjac gewesen wäre. Ihr gebt dem Kriege den Vorzug — ich werde ihn denn gegen Euch führen, und zwar mit Eifer und Erbitterung, das schwöre ich Euch. — Um denselben sofort zu beginnen, erkläre ich hiermit, daß ich eure Mündel Euch zum Trotz heirathen werde.«

Der Prior antwortete auf diese Art von Herausforderung durch ein Lächeln. Leonce aber der bis jetzt stummer, wenn auch nicht gleichgiltiger Zeuge dieser Erklärung gewesen, rief, indem er sich wie von einem unwiderstehlichen Impuls getrieben erhob:

»Was, Herr Baron, Ihr wißt also gewiß, daß Fräulein von Barjac Euch liebt?«

Laroche-Boisseau drehte sich rasch herum. Der Prior

selbst schien durch die Keckheit seines Neffen in hohem Grade überrascht, obschon nicht erzürnt zu werden.

»Na, na! Was wandelt Euch denn so plötzlich an, mein kleiner Freund?« fragte der Baron in spöttischem Tone indem er den Jüngling mit verächtlichem Blicke musterte. »Sind das die Dinge, womit man die angehenden Mönche eurer Art in den Klöstern beschäftigt? Dergleichen Galanterien gehören nicht in euer Fach. Ihr würdet besser thun, euer Brevier zu lesen, und der hier anwesende hochwürdige Herr wird Euch ohne Zweifel eine tüchtige Buße auflegen, daß Ihr Euch so ohne Erlaubniß in profane Gespräche gemischt habt.«

»Mein Herr,« entgegnete Leonce, »ich gehöre nicht der Kirche an; ich bin Laie wie Ihr, und werde nicht dulden —«

Er schwieg, als ob er über seine Keckheit selbst erschräke.

»Nun, was werdet Ihr denn nicht dulden, lieber Kleiner?« fragte Laroche-Boisseau mit seiner beleidigenden Ironie. »Wohl daß Fräulein von Barjac eine Bevorzugung meiner Person zu erkennen gebe? Ich kann nicht recht begreifen, was dies Euch angehen würde und wie Ihr es verhindern könntet?«

»Das ist es nicht,« stammelte Leonce, in welchem der Zorn mit der Verlegenheit kämpfte; »ich will sagen, daß die beleidigende Weise, auf welche Ihr so eben meinen ehrwürdigen Onkel und den vortrefflichen Vätern von Frontenac begegnet seyd —«

»Ha! Ha! Schöner Knabe, eure Absicht ist also wohl Euch zum Vorkämpfer dieser Mönche aufzuwerfen und mich ihretwegen zur Rede zu stellen? Das ist wunderschön, denn ich bin durchaus nicht geneigt, mein Wort zurückzunehmen und zu bereuen. Ich werde sogar Jedem, der es hören will, sagen, daß die Väter von Frontenac ohne irgend welche Ausnahme

Heuchler und habgierige Intriganten sind, daß sie mich um mein Erbtheil betrogen haben, und daß sie ohne Zweifel sich ihrer unschuldigen Mündel als eines Werkzeuges zu bedienen hoffen, um neue Reichthümer und neuen Einfluß zu erwerben. Aber ich werde wachsam seyn, ich werde ihre im Dunkeln schleichenden Intriguen zu vereiteln wissen. Ich liebe Fräulein von Barjac und werde vielleicht von ihr wiedergeliebt. Wir werden sehen, wer sich meinen Plänen in den Weg zu stellen wagen wird.«

»Ihr liebt sie?« rief Leonce mit funkelnden Augen. »Ihr liebt sie? Ihr, mit eurem abgestumpften Herzen, eurer verwelkten Seele —«

»Ich sehe, mein lieber junger Freund, daß man Euch einen heiligen Abscheu gegen Weltkinder, wie ich bin, beigebracht hat. Zum Glück ist es von Vorschriften bis zum Beispiel noch weit. Ja, so wahr ich lebe und was man auch sagen möge, ich liebe dieses stolze, muthige Mädchen. Sie ist kein gewöhnliches Weib und ich finde an ihr einen verlockenden Reiz. — Aber, morbleu!« unterbrach er sich in verächtlichem Tone, »was geht Euch die ganze Sache an? Und ich, bin ich nicht allzu gutmüthig, daß ich die indiscreten Fragen eines hitzköpfigen Chorknaben beantworte?«

»Mein Herr,« rief Leonce in drohendem Tone, »ich kann eure Insolenzen nicht länger dulden und ich werde —«

»Nun was werdet Ihr denn thun, mein tapferer Ritter,« entgegnete Laroche-Boisseau mit laut schallendem Gelächter. »Mich fordern? Morbleu, das wäre ungemein spaßhaft! Ich stehe zu Befehl, lieber Kleiner. Also, heraus mit der Klinge. — Seht, ich stehe schon bereit Euch zu empfangen.«

Er hatte eine Fechterstellung angenommen und that, als ob er mit dem Stiele seiner Peitsche nach ihm geführte Stöße parire.

»Nun warum kommt Ihr denn nicht heran?« fuhr er

immer noch lachend fort. »Aber Gott verzeihe mir! ich glaube, Ihr habt euer Rapier vergessen, mein hitzköpfiger junger Herr! Was ist denn aus eurem Rapier geworden?«

»Wenigstens kann ich Euch mit der Waffe bekämpfen, die Ihr selbst gewählt habt,« rief Leonce vor Zorn außer sich.

Er ergriff seine auf einem Stuhl liegende Peitsche und ging mit erhobenem Arm auf den Baron los.

Während dieses heftigen Zwistes hatte der Pater Bonaventura eine Ruhe bewahrt, die vollkommen unerklärlich war. Es war als wenn er sehen wollte, wie weit Leonce's gerechte Entrüstung gehen würde, als ob er den Grad des Muthes und der Energie dieses jungen Mannes messen wollte, den er von seiner Kindheit an so sanft und friedlich gesehen.

Vielleicht gewährte diese Prüfung dem Mönch ein nicht allzu ungünstiges Resultat, denn Bonaventura lächelte bei jeder Antwort seines jungen Kämpfers.

Als er jedoch die beiden Gegner im Begriff sah, mit einander handgemein zu werden, warf er sich mit einer Behendigkeit, die ihm sonst nicht eigen zu seyn pflegte, dazwischen und rief:

»Pfui, schäme Dich, Leonce! Vergissest Du schon unsere Lehren? Willst Du die wilden Sitten und Leidenschaften der Duellanten unserer Zeit annehmen? Erlauben wohl Vernunft und Religion dergleichen Streitigkeiten? Und Ihr, Herr Baron,« fuhr er zu Laroche-Boisseau, der sich noch auf der Defensive hielt, gewendet fort, »erröthet Ihr nicht, Euch auf solche Weise gegen ein harmloses Kind zu benehmen?«

Gleich bei den ersten Worten seines Onkels hatte Leonce, sich seiner Aufwallung schämend, seine Peitsche fallen lassen und sich wieder auf seinen Platz gesetzt. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und gab keine Antwort.

*

Der Baron seinerseits nahm ebenfalls eine andere Miene an und sagte in leichtfertigem Tone:

»Zum Teufel, diesmal habt Ihr wirklich Recht, hochwürdiger Vater. Ich hätte die Beleidigung eures Neffen verachten sollen. — Dennoch aber,« hob er in verächtlich gönnerhaftem Tone wieder an, »der junge Mann hat Feuer und vielleicht wird er nicht ganz leicht zu lenken seyn, sobald er erst etwas Haar ums Kinn bekommt. Doch lassen wir dies. Die Zeit vergeht und ich muß mich nun wieder auf den Weg machen. — Da Ihr meine Vergleichsvorschläge zurückgewiesen habt, so wird nun Jeder von uns nach seinem Belieben handeln und der Sieg wird dem Stärksten oder dem Schlauesten beschieden seyn.«

Er öffnete die Küchenthür und rief:

»Zu Pferde, meine Leute — alle zu Pferde!«

Es entstand sofort eine geräuschvolle Bewegung in dem ersten Zimmer, als ob man sich beeilte, dem Befehl des Herrn zu gehorchen.

»Also, Herr Baron,« fragte der Prior mit einer Demuth, die von seiner so eben bewiesenen Festigkeit sehr verschieden war, »Ihr werdet uns nicht erlauben, eure Escorte zu benutzen, um uns in Sicherheit nach Mercoire zu begeben? Trotz der Differenzen, welche zwischen uns bestehen, würdet Ihr es später, wie ich nicht bezweifle, doch bedauern, wenn irgend ein Unfall —«

»Ihr haltet mich für viel zu großmüthig und menschenfreundlich,« entgegnete Laroche-Boisseau in seinem spöttischen Tone. »Mein Gott! Wenn der Wolf Euch nun auch zerrisse, glaubt Ihr denn, daß er mir damit einen schlechten Dienst leisten würde? Von der ganzen Abtei Frontenac seyd Ihr der einzige Mann, welcher vielleicht fähig ist, meine Pläne zu

vereiteln. Von eurem Scharfblick, eurer Wachsamkeit und eurer unermüdlichen Thätigkeit habe ich alles zu fürchten. Deshalb werde ich die günstige Aussicht, die sich darbietet, nicht von selbst verscherzen. Wir führen Krieg mit einander, Herr Prior, und alle Mittel sind gut, um den Sieg zu erlangen. —Uebrigens,« setzte er hinzu indem er Leonce, ansah, welcher noch in seine Gedanken versunken war, »habt Ihr denn nicht einen unerschrockenen Vertheidiger bei Euch, der recht wohl im Stande seyn wird, die berüchtigte Bestie des Gévaudan Mores zu lehren? Er wird Euch schon beschützen und sein überwallender Muth kann sich an einem Wolfe besser üben als an einem Edelmann. Heute Abend werden wir uns auf dem Schlosse Mercoire wiedersehen, wo Ihr gesund und wohlbehalten anlangen werdet — was ich Euch wünsche. So sey es. Adieu!«

Er setzte seinen Hut auf und verließ ein Jagdliedchen pfeifend das Zimmer. Einige Minuten später hörte man den Hufschlag der sich entfernenden Pferde.

Der Pater Bonaventura, der durch die Furcht, sich in den gefährlichen Wäldern, die er zu passiren hatte, zu verspäten, angestachelt ward, beeilte sich ebenfalls seine Maulthiere zu verlangen. Er hoffte, dem Baron in kurzer Entfernung folgen zu können und sich auf diese Weise ihm selbst zum Trotz unter seinen Schutz zu stellen. Das Haus aber war durch den Zuwachs an Gästen in Wirrwarr gerathen und die Maulthiere waren daher nicht bereit. Dann mußte man auch noch die eifrigen Danksagungen der Madame Richard für die Ehre, welche ihr der Prior erzeigte, indem er sich herabgelassen, bei ihr einzukehren, und ihr Bedauern wegen seines Zwistes mit Laroche-Boisseau anhören, welcher erzürnt gegen sie fort gegangen war, ohne auch nur daran zu denken, die Zeche zu

bezahlen, woraus sich übrigens die schöne Wittwe nicht viel machte.

Auf diese Weise ging viel Zeit verloren und als Bonaventura und Leonce endlich unter den Bücklingen und Kniebeugungen der Bewohner der Stadt aus Langogne hinaus waren, gewahrten sie, so weit ihre Blicke reichten, weder den Baron noch seine Leute.

IV.

Der Ueberfall.

Schon seit einer Stunde hatte der Prior von Frontenac und sein Neffe Leonce die Stadt Langogne verlassen und abgesehen von einigen Schwierigkeiten des Weges war nichts vorgekommen, was ihre Reise gestört hätte. Allerdings hatten sie trotz unablässiger Aufmerksamkeit die vor ihnen aufgebrochenen Reiter nicht wieder zu sehen vermocht, aber sie hörten zuweilen Hörnerschall in der Ferne und die seltenen Wanderer welchen sie begegneten, gaben ihnen die Versicherung, daß die Jäger kaum eine Viertelmeile voraus seyen.

Der Pater Bonaventura hörte daher nicht auf, sein Maulthier anzutreiben und gedachte bei jeder Biegung der Straße endlich die hellfarbigen Uniformen des Barons und seiner Piqueurs zu erblicken und Leonce ahmte ihm mechanisch nach.

Dieses Antreiben äußerte aber keine große Wirkung auf die störrigen Thiere, so daß allem Anscheine nach die Entfernung zwischen den beiden Reisenden und den besser berittenen Jägern, anstatt sich zu vermindern, sich unaufhörlich vermehren mußte.

Nach vielen Umwegen hatte man eines jener hohen Plateaus erreicht, welche in der dortigen Gegend »Causses« genannt und die eine große unbebaute Fläche bilden, welche von noch höheren Bergen eingeschlossen ist.

Diese Ebene war unfruchtbar, kahl und ohne Grün. Nur in weiten Zwischenräumen brachten einige von den Stürmen, deren Gewalt in diesen Gegenden furchtbar ist, halbzerbrochene Kastanienbäume mit ihren gelb werdenden Blättern einige Abwechselung in die graue Gleichförmigkeit des Bodens.

Diese Hochebene endete mit einer waldigen Schlucht, in welche der Weg hineinführte. Obschon sie aber eine gute Viertelmeile lang war und der Blick hier durch nichts gehindert ward, so war doch von den Jägern immer noch nichts zu sehen.

Uebrigens jedoch bot der Weg für den Augenblick keine Schwierigkeit dar. Das ebene, freie, selbst von Strauchwerk entblößte Terrain ließ weder einen Hinterhalt noch einen plötzlichen Ueberfall von wilden Thieren fürchten. Ueberdies herrschte auch tiefe Ruhe in diesem ungeheueren Circus. Das Wetter war schön und die noch hoch am Horizonte stehende Sonne ließ hoffen, daß man noch vor Einbruch der Nacht durch den Wald hindurch kommen würde.

Der Prior schien sich daher auch endlich mit Geduld in die Lage der Dinge zu fügen. Er hörte auf sein Maulthier anzutreiben, welches nicht durch seinen Gehorsam, sondern durch seine Widerspenstigkeit gegen diese Bemühungen des Reiters ganz außer Athem gekommen war, und rief Leonce durch einen Wink näher zu sich heran.

Seit man die Stadt verlassen, hatte der junge Mann kein Wort gesprochen. Mit auf die Brust gesenktem Kopfe schien er in seinen Betrachtungen versunken zu seyn.

Dennoch aber beeilte er sich zu gehorchen und ritt neben dem Mönche her, was die Breite des Weges jetzt gestattete.

»Ich glaube, mein Sohn,« sagte der Prior, »daß wir jetzt nicht mehr daran denken dürfen, diesen übermüthigen Edelmann einzuholen. Meiner Treu! vielleicht hätten wir wohl daran gethan, in Langogne einige wackere Leute zu unserer Begleitung mitzunehmen, wir sind aber so übereilt aufgebrochen. Indessen, wir können jetzt höchstens nur noch zwei Meilen vom Schlosse entfernt seyn und diese werden wir in einer Stunde zurückgelegt haben. Freilich wird der Weg unten in dem Thale der Monadière weit weniger schön seyn.«

Und er zeigte mit besorgter Miene auf den Engpaß, in welchen das Plateau auslief.

Leonce antwortete blos durch eine zerstreute Geberde. Obschon von sanfter und redseliger Gemüthsart, war er doch in großem Mißtrauen gegen sich selbst und in tiefer Ehrerbietung gegen Die erzogen worden, welche Autorität über ihn besaßen. Gewöhnlich zurückhaltend und schweigsam, wartete er gern bis man ihn fragte, ehe er sprach. Dennoch aber war seine Schweigsamkeit seit dem Auftritt in der Herberge eine so hartnäckige, daß der Prior endlich anfing, sich darüber zu wundern.

»Nun, mein lieber Leonce, was fehlt Dir denn?« fragte er in freundschaftlichem Tone, während die beiden Maulthiere mit ihrem Paßgang nebeneinander hermarschirten. »Bist Du krank oder fürchtest Du Dich vielleicht auch vor dieser verwünschten Bestie, vor welcher Gott uns bewahren möge?«

»Weder das Eine noch das Andere ist der Fall, mein Onkel, ich dachte nur —«

»Woran denn, mein Sohn?«

»An nichts, mein hochwürdiger Vater.«

Und der schöne Jüngling stieß einen tiefen Seufzer aus. Bonaventura beobachtete ihn verstohlen.

»Leonce,« hob er in ernstem Tone wieder an, »ich bin Dir gleichzeitig ein Lob und einen Tadel schuldig — ein Lob für den großmüthigen Enthusiasmus, mit welchem Du vorhin meine Vertheidigung und die deiner werthen Beschützer, der Väter von Frontenac, übernahmst; einen Tadel deswegen, weil Du Dich von deiner Aufwallung hinreißen ließest, einen Edelmann herauszufordern, dessen Unrecht dem deinigen nicht zur Entschuldigung gereichen kann.«

»Wie,« fragte Leonce mit schlecht verhehlter Ungeduld, »sollte man die beleidigenden Worte dieses Herrn von Laroche-Boisseau kaltblütig hinnehmen? Sollte man seine beleidigenden Prahlereien in Bezug auf Fräulein von Barjac ohne Widerspruch anhören?«

»Und was geht denn das Fräulein von Barjac Dich an, mein Sohn?«

Leonce neigte sich vorwärts, wie um einen Riemen seines Sattels fester zu schnallen, in der That aber um die Röthe seiner Wangen zu verbergen.

»Mein Onkel,« sagte er, »ich glaubte, Fräulein von Barjac ist die Mündel der Abtei, eure Mündel. Wir werden die Gastfreundschaft ihres Hauses genießen; sollte ich daher mit dieser beleidigenden Leichtfertigkeit von ihr sprechen lassen? Aber, ich gestehe,« setzte er lebhafter werdend hinzu, »jedes Wort dieses verhaßten Barons wirkte auf mein Gehirn wie die Dämpfe eines berauschenden Getränkes. Ich weiß nicht, welche unbekannte Instincte sich mir geoffenbart haben. Ich empfand einen unwiderstehlichen Wunsch, mich auf ihn zu stürzen und ihn ins Gesicht zu schlagen. Wenn ich einen Degen

gehabt hätte, so hätte ich ihn, trotz eurer Gegenwart, sofort angegriffen. Ich hatte aber keinen Degen. Ich bin nicht Edelmann. Ich bin blos ein bescheidener, friedlicher Schüler der Väter Benedictiner von Frontenac, und ich habe die Beleidigung hinunterschlucken müssen.«

Mit diesen Worten ließ Leonce seiner lange verhaltenen Gemüthsbewegung freien Lauf und brach in Thränen aus.

Der Prior schien darüber nicht allzu verwundert zu seyn. Er wußte vielleicht besser als sein Neffe selbst, was in dieser naiven Seele vorging.

Dennoch aber hob er mit einem Gemisch von Sanftmuth und Strenge wieder an:

»Wie, Leonce, Du weinst? Muß ich das von einem jungen Manne erwarten, der so gut und in seinem Glauben so fest ist, von meinem geliebten Schüler, von dem Kinde meiner Neigung, von dem Sohne meiner Schwester? Woher kommen diese unsinnigen Leidenschaften, welche so plötzlich hervorbrechen? Habe ich Dir nicht hundertmal gesagt, Leonce, daß vernünftige, nach Gottes Bilde geschaffene Creaturen niemals zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen dürfen? Der Verstand, die Ueberredung ist es, von welcher der Mensch, der Christ, Gebrauch machen muß. Ahme nicht hierin der unruhigen Jugend unserer Zeit und ganz besonders nicht solchen Wüstlingen wie dieser Baron von Laroche-Boisseau nach, welche stets bereit sind, die Spitze ihres Degens gegen die Vernunft, gegen die Wahrheit, gegen die Gerechtigkeit zu kehren. Sollten Dir später, was nicht unmöglich ist, die Vortheile des Ranges und des Reichthums, welche Du allzu hoch anschlägst, zu Theil werden, so erinnere Dich, daß Zorn und Haß schmachvolle, Deiner unwürdige Laster sind.«

Leonce trocknete sich die Augen.

»Verzeihet mir, mein Onkel, diese Anwandlung von Schwäche,« sagte er, indem er seiner Stimme wieder einen festen Ausdruck zu geben suchte. »Ich kann noch gar nicht recht begreifen, wie ich mich so hinreißen lassen konnte. Indessen, da wir gerade von meiner Stellung in der Welt sprechen, so erlaubet mir endlich Aufklärungen zu verlangen, welche die Ehrfurcht mich bis jetzt abgehalten hat, von Euch zu fordern, und welche dennoch von Stunde zu Stunde für meine Ruhe nothwendiger werden.«

»Der Augenblick ist zu einer Erklärung ziemlich schlecht gewählt,« sagte der Mönch, indem er sich umsah. »Wenn Du indessen etwas auf dem Herzen hast, mein Sohn, so zögere nicht länger, es mir zu sagen.«

»Vielleicht, mein vortrefflicher Onkel, hätte ich Euch, meinem Mentor und besten Freunde, den Zustand meiner Seele schon früher offenbaren sollen. Seit Kurzem hat eine schwarze Traurigkeit sich meiner bemächtigt. Ehrgeizige Träume von weltlichen Freuden und irdischem Ruhm verfolgen mich Tag und Nacht. Diese Unruhe des Gemüthes, welche zuweilen eine wahrhafte Angst wird, hat ihren Grund ohne Zweifel in der tiefen Ungewißheit, in der ich mich noch in Bezug auf die Zukunft befinde, welche mich erwartet. Meine Gedanken irren im leeren Raume umher und verirren sich in Ermanglung eines vorgezeichneten Weges. Höret mich daher, mein geliebter Onkel, und ich beschwöre Euch, weiset die Bitte, die ich an Euch richten werde, nicht zurück. Ich habe frühzeitig meinen Vater und meine Mutter verloren, die ich niemals gekannt habe, aber es hat mir weder an der zärtlichsten Pflege noch an der liebevollsten Nachsicht gefehlt. Seyd gesegnet, mein würdiger Onkel, für die unverbrüchliche Liebe, welche Ihr der armen Waise bewiesen. Ihr habt mich in euer

friedliches Klosterasyl aufgenommen; Ihr habt es Euch zur Freude gemacht, mein Herz und meinen Geist zu bilden, Ihr habt mich durch Vorschrift und Beispiel gelehrt. Jeder der vortrefflichen Väter von Frontenac, eure Freunde und eure Brüder, hat Euch bei dieser wohlthätigen Aufgabe unterstützt, und die gelehrtesten und weisesten sind bemüht gewesen, mir ihre Wissenschaft und ihre Weisheit beizubringen. Deshalb schließe ich auch Euch Alle in ein gemeinsames Gefühl der Ehrerbietung und Dankbarkeit ein. Ich betrachte mich als euer Kind und frage mich, ob ich jemals die Kraft haben werde, Euch zu verlassen. Seit einiger Zeit aber, mein hochwürdiger Vater, scheint Ihr, sey es nun Zufall, sey es mit Absicht, alles Mögliche aufzubieten, um mich von dem Kloster abwendig zu machen, in welchem ich meine Jugend zugebracht. Es beliebt Euch zuweilen meine Studien zu unterbrechen und Ihr versäumt keine Gelegenheit, mich mit der Welt in Berührung zu bringen. Heute zum Beispiele verlangtet Ihr, daß ich den geräuschvollen, tumultuarischen Vorgängen einer großen Jagd beiwohne. Diese Forderungen und die neuen Ideen und Instincte, welche sie erwecken, sind die Ursache der moralischen Unordnung, in welcher Ihr mich jetzt sehet. Ungestüme Bewegungen reißen mich wider Willen hin, wie Ihr so eben dem Baron von Laroche-Boisseau gegenüber gesehen habt, und ihre Gewalt erschreckt mich zuweilen. Von Euch hängt es ab, diesen unsinnigen Gemüthsbewegungen ein Ende zu machen. Wenn ich wirklich der Welt entsagen soll, wenn ich die Gewißheit habe, diese Bewegungen durch euern Rath und eure Ermuthigung zu beherrschen, so bitte ich Euch, mein guter Onkel und hochwürdiger Vater, erlaubet mir, so schnell als möglich in die Abtei zurückzukehren, hier das Novizengewand anzulegen und nach Ablauf der gewöhnlichen Probezeit das

Gelübde zu leisten. Ich wünsche dort zu leben und zu sterben, mitten unter Freunden, die mir stets theuer sind und seyn werden.«

Der Pater Bonaventura war ohne Zweifel auf diese Worte gefaßt, denn er gab keine Ueberraschung darüber zu erkennen. Dagegen zeigten sich zahlreiche Falten auf seiner breiten kahlen Stirn.

»Leonce,« fragte er mit gedankenvoller Miene, »hast Du Dir auch Alles reiflich überlegt? Ist dieser Beruf für das Klosterleben ein freier und aufrichtiger?«

»Ich — ich glaube es.«

»Und ich, der ich in deiner Seele lese wie in einem aufgeschlagenen Buche, ich bin von dem Gegentheile überzeugt. Diese leidenschaftlichen Bewegungen, von welchen Du sprichst, beweisen mir deutlich, daß Du nicht für das Kloster geboren bist. Glaubst Du, daß unter dem Priestergewande dieses wallende Blut, diese reizbaren Nerven sich mit einem Male beschwichtigen werden? Nein, dieses Gewand würde Dich brennen wie das Hemd des Nessus. Uebrigens, mein Sohn, untersagen jene Gründe, welche Du später erfahren wirst, das Klosterleben unbedingt.«

»Was sagt Ihr, mein Onkel?« rief Leonce mit dem größten Erstaunen. »Man würde mir den Trost verweigern, der allen verwundeten Seelen verheißen ist —«

»Aber deine Seele ist **nicht** verwundet, und wäre sie es auch, so könnte doch in deinem Alter die Wunde nicht sehr gefährlich seyn. Frage mich nicht. Du darfst aber nicht mehr daran denken, in Frontenac oder in irgend einem andern geistlichen Hause ein Gelübde, Dich dem Klosterleben zu widmen, abzulegen — wenigstens nicht bis die Umstände sich geändert

haben und Du selbst die ganze Bedeutung eines solchen Opfers kennest.«

Leonce war verblüfft.

»Mein Vater,« hob er wieder an, »ich werde geduldig warten, bis Ihr es für angemessen erachtet, mir diese seltsame Weigerung zu erklären, aber wenn Ihr mich aus dem Kloster verstoßet — guter Gott, welches Schicksal wird mir dann beschieden seyn? Ich hatte immer geglaubt, als ich Euch mich mit so vieler Sorgfalt gegen die Aufregungen und Stürme des weltlichen Lebens waffnen sah, euer geheimer Wunsch wäre, mir Widerwillen gegen diese Welt einzuflößen.«

»Wenn dies der Fall gewesen wäre, mein Sohn, so hätten die hochwürdigen Väter von Frontenac und ich das Ziel überschritten, welches wir erreichen wollten. Unser einziger Wunsch ist gewesen, aus Dir einen unterrichteten, festen, rechtschaffenen Mann zu machen, einen Christen, welcher später ein Muster in der Gesellschaft wäre. Aber sieh Leonce,« setzte der Mönch mit einem Anfluge von Strenge hinzu, »ich habe den wirklichen Beweggrund dieses angeblichen Berufes durchschaut, der Dir so plötzlich gekommen ist. Er hat seinen Ursprung in beleidigtem Stolze, in gewaltsam zurückgedrängtem Ehrgeize. — Du beginnst jetzt von weitem das glänzende Theater der Welt zu sehen und wie alle jungen Leute empfindest Du das Bedrängniß, auf demselben eine bedeutende Rolle zu spielen, den Ruhm desselben zu erobern, alle Freuden desselben zu erschöpfen. Mitten in diesem Streben und Trachten aber wirst Du von deiner Ohnmacht, deiner Niedrigkeit betroffen, Du sagst Dir, daß die Wege, welche zu hohen socialen Stellungen führen, Dir armen Plebejer, Dir, dem Neffen eines schlichten Mönches, verschlossen sind. — Antworte einmal aufrichtig, Leonce, ist das nicht wahr?«

»Mein lieber Onkel, könnt Ihr wirklich glauben —«

»Es sind vielleicht auch noch andere Gründe vorhanden,« fuhr der Prior fort, indem er ihm einen jener Blicke zuwarf, welche bis in die innerste Seele des jungen Mannes zu dringen schienen; »der aber, welchen ich so eben ausgesprochen, ist der hauptsächlichste, der am wenigsten bestreitbare. Wohlan, Leonce, ich möchte Dir nicht übertriebene Hoffnungen einflößen, die in ihrer jugendlichen Uebertreibung nicht zu verwirklichen sind, aber ich sage Dir, die Zukunft hat für Dich genug Vortheile in Bereitschaft, um einem gemäßigten Ehrgeiz zu genügen. Habe daher Vertrauen zu Dir selbst und gehe muthig auf die Vernunft und die Gerechtigkeit gestützt vorwärts — Gott wird das Uebrige thun.«

Als ob diese Worte, trotz der Zurückhaltung, welche sie begleitete, einen zu lebhaften Eindruck auf seinen Neffen hätten machen können, hob der Prior sofort wieder an:

»Noch einmal, Leonce, laß deinen Geist nicht unklugerweise abgeschmackten Hirngespinnsten nachjagen und bemühe Dich, mich recht zu verstehen. Ich bin todt für die Welt und habe für mich auf Erden nichts mehr zu suchen. Du aber bist mein Schüler, mein Freund, mein Pflegesohn. Ich habe Dich heranwachsen sehen ich habe selbst deine guten Triebe entwickelt, ich weiß welche Tugenden mitten unter den Unvollkommenheiten unserer menschlichen Natur in deinem Herzen wohnen. Den Ehrgeiz, den ich nicht mehr für mich habe, habe ich für Dich; ich lebe in meinem geliebten Schüler wieder von Neuem. Deshalb habe ich zahlreiche Pläne für dein irdisches Glück, für dein Emporkommen entworfen, und diese Pläne werden von den Vätern von Frontenac, welche Dir mit so inniger Liebe zugethan sind, mit ihrer ganzen Macht und ihrem ganzen Ansehen unterstützt werden. Unsere Bemühungen, unsere

Thatkraft, unser Einfluß — alles wird aufgeboten werden, um Dir ein großes und glückliches Geschick zu sichern.«

Es war als ob diese Erklärungen in Leonce einen gewissen Grad von Mißtrauen erweckten und anstatt seinem Onkel zu danken, blieb er düster und befangen.

»Ich will gern glauben,« sagte er endlich, »daß die Pläne, um welche es sich handelt, nicht zu unangenehmen Deutungen Anlaß geben werden und daß die Intriguen, welche der Baron von Laroche-Boisseau den Mönchen von Frontenac zur Last legte —«

»Ha, das ist die Wirkung der giftigen Worte dieses Edelmannes!« unterbrach ihn der Pater Bonaventura mit schmerzlichem Erstaunen. »Aber Du, Leonce, wie kannst Du diesen giftigen Pfeil gegen deine Freunde und deine Vorväter zurückschleudern?«

Es lag so viel in dem Tone des Priors, daß Leonce schnell von seinem Maulthier, welches stehen blieb, heruntersprang. Er eilte auf seinen Onkel zu, ergriff seine Hand und bedeckte diese mit Küssen und Thränen.

»Verzeihet mir, verzeihet mir!« rief er mit von Schluchzen unterbrochener Stimme; »wenn Ihr wüßtet, was ich leide! Ich glaube, Gott verläßt mich!«

Die Aufrichtigkeit dieses Schmerzes rührte den Pater Bonaventura.

»Ich entschuldige gern,« entgegnete er lächelnd, »eine vorübergehende Verirrung. Armer Leonce, glaubst Du, ich errathe nicht die Ursache dieser seltsamen in deiner sonst so friedlichen und gleichmäßigen Gemüthsstimmung eingetretenen Veränderung, die Ursache dieser düstern Traurigkeit oder dieser Aufwallungen, welche plötzlich hervorbrechen wie die Stürme der Seele? Der Augenblick ist jedoch nicht günstig, um über

dergleichen Dinge zu verhandeln. Wir werden diesen Gegenstand ein andermal wieder aufnehmen. Steige auf, Leonce, und laß uns unsere Reise weiter fortsetzen.«

Der junge Mann gehorchte mit seiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit und sie ritten wieder einige Augenblicke neben einander her.

»Mein Kind,« hob nach einiger Zeit der Mönch in wohlwollendem Tone wieder an, »obschon ich Dir deinen Fehler verziehen habe, so will ich Dir doch eine Buße auflegen. In Mercoire werden wir den Baron von Laroche-Boisseau wiederfinden und es wird mir Freude machen, wenn ich sehe, daß Du jeden neuen Streit mit ihm vermeidest. Ich habe ganz besondere Gründe, um zu wünschen, daß zwischen Euch weder Haß noch Zorn weiter bestehe und Du würdest es später sicher bereuen, meinen Rath nicht befolgt zu haben. — Nun, Leonce, was wirst Du antworten?«

»Eine Beleidigung, die mir zugefügt wird, kann ich vergeben, mein Onkel; aber soll ich in meiner Gegenwart eine Person beleidigen lassen, die ein Recht auf meine Zuneigung, auf meine Achtung hat?«

»Ich muß dein Versprechen ohne Bedingung haben und an der Genauigkeit, mit welcher Du demselben nachkommst, werde ich beurtheilen, ob Du deine unbegreifliche Aufwallung wirklich aufrichtig bereuest.«

»Es sey, mein Onkel; ich gebe Euch dieses Versprechen, aber, mein Gott! welchen Prüfungen unterwerft Ihr mich fortwährend!«

»Prüfungen? Leonce, ich verstehe Dich nicht mehr.«

»Ach, ich verstehe mich selbst kaum. Mein armer Kopf ist ein Chaos, in welchem alles sich durcheinander wirrt. — Ach,

mein Onkel, mein guter Onkel, warum habt Ihr verlangt, daß ich nach Mercoire zurückkehre?«

»Erstens, mein Sohn, weil ich keinen sichreren und keinen angenehmeren Reisegefährten finden könnte, als Dich. Andererseits wünsche ich, wie Du schon bemerkt hast, Dich die Welt kennen zu lehren, in welche Du eintreten sollst und deshalb habe ich diese günstige Gelegenheit benutzt, um Dich in ein Haus einzuführen, wo die Elite des Adels des Gévaudan sich zusammenfinden wird. Endlich hatte ich auch noch einen Beweggrund. Ich habe bemerkt, mein lieber Leonce, daß Du einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf Fräulein von Barjac ausübst. Unsere gebieterische Mündel scheint in deiner Gegenwart wieder etwas von der Schüchternheit und Zurückhaltung zu finden, welche einem wohlerzogenen Mädchen zukommen. Es ist, als ob deine sanfte zarte Natur, die nur aus Gefühl und Vernunft zusammengesetzt ist, sich in diesem stolzen, unausgebildeten Charakter spiegelte, der nur aus Willkür und Unabhängigkeit besteht. Dieser Eindruck hat sich schon vor mehren Jahren kundgegeben. Erinnerst Du Dich, Leonce, des ersten Besuches, den wir Fräulein von Barjac bei den Ursulinerinnen in Mende abstatteten? Seit sechs Monaten war die unfügsame Pensionärin in dem Kloster und den armen Schwestern war es noch nicht gelungen sie bis zum Buchstabiren zu bringen, sie zerriß ihre Näh- und Stickarbeiten und schimpfte ihre Lehrerinnen. Mit unordentlichen Kleidern, verworrenem Haar und dennoch reizend wie ein rebellischer Engel kam sie in das Sprachzimmer. Meine Ermahnungen nahm sie ungeduldig hin und beobachtete ein störriges Schweigen. Während ich, außer mir über diese Verstocktheit, beiseite mit der Superiorin sprach, nähertest Du Dich Christinen von Barjac. Obschon beinahe selbst noch Kind,

schienst Du doch mit diesem unzähmbaren Mädchen Mitleid zu haben. Anfangs hörte sie Dich mit Erstaunen, dann mit Wohlgefallen an. Wir konnten euer Gespräch nicht verstehen, aber wir hörten nicht auf, Euch Beide zu beobachten. Ein Buch lag in der Nähe. Du schlugst es auf's Gerathewohl hin auf und begannest der aufmerksamen Schülerin den Mechanismus der Wortbildung zu erkären. Es dauerte nicht lange, so ergriff sie ihrerseits das Buch. Einen Augenblick lang zögerte sie und stammelte und Du mußtest ihr neue Erklärungen geben. Endlich ergriff sie das Buch wieder und diesmal, o Wunder! las sie fast eine ganze Seite ohne Fehler. — Was die Lehrerinnen durch sechsmonatliche Anstrengung nicht zu erreichen vermocht, hattest Du binnen einigen Minuten bewirkt. — Ich war außer mir vor Verwunderung und die Superiorin weinte vor Freuden, während die Schülerin selbst ganz betroffen von ihrem wunderbaren Erfolge dastand.«

»Das ist wahr, mein Onkel, das ist wahr,« antwortete Leonce in außerordentlicher Aufregung. »Aber was kann es nützen, dergleichen Erinnerungen zurückzurufen?«

»Seit jener Zeit,« fuhr der Mönch fort, »habe ich zahlreiche Beispiele von dem Uebergewicht erlebt, welches Du auf sie ausübtest. Bei jedem meiner Besuche auf dem Schlosse bemerkte ich eine günstige Veränderung an ihr, wenn Du mich begleitest. In deiner Gegenwart ist sie bescheiden und gut. Sie unterdrückt ihre Aufwallungen, welche ihre Diener und ihre Freunde betrüben; sie gleicht mit einem Worte mehr dem, was sie nach unserem Wunsche seyn soll. Ich gestehe offen, mein lieber Leonce, ich handle ganz besonders in dem Interesse unserer Mündel, indem ich Dich zu ihr führe. Das undankbare Kind zeigt sich nicht immer sehr ehrerbietig gegen mich und gegen die andern Väter von Frontenac, und zwar

blos, weil es unsere Pflicht ist, ihr gute Rathschläge zu ertheilen und die Ausschreitungen ihres ungestümen Charakters zu tadeln. Nun aber wäre ich untröstlich, wenn unter den gegenwärtigen Umständen Fräulein von Barjac eine ungünstige Meinung von sich gäbe. Du hast gehört, welche schlimme Urtheile die Leute der Umgegend über sie fällen. — Deshalb hoffte ich, mein Sohn, daß Du mir schon durch deine Gegenwart behilflich seyn würdest, unsere Zöglingin in den Grenzen eines strengen Anstandes in Gegenwart der vornehmen Leute zu erhalten, welche sich in Mercoire einfinden werden.«

»Und Ihr, mein Onkel, der Ihr so klug und so weise seyd,« rief Leonce mit einem gewissen Grade von Verzweiflung, »habt Ihr niemals an die Gefahr gedacht, welche dergleichen Experimente für mich haben könnten? Aber Ihr habt Euch geirrt. Die Vorgänge, von welchen Ihr sprecht, sind die Wirkungen des Zufalls. Fräulein von Barjac, diese junge Dame von hoher Geburt und großem Vermögen, hat niemals einen Blick der Aufmerksamkeit auf mich fallen lassen. Niemals hat sie Jemanden so viel Kälte und Zurückhaltung bewiesen. Wenn sie mich sieht, so empfindet sie nur Zwang und Befangenheit. Um ihr, die so lebhaft und so beweglich ist, zu gefallen, müßte man jenem flotten und frivolen Herrn von Laroche-Boissеau gleichen, der sich so laut des Vorzugs rühmte, womit sie ihn beehrt. — Ich bin nichts für sie, sage ich Euch. Deshalb, mein Onkel, beschwöre ich Euch — haltet mich nicht lange in Mercoire zurück, und wenn wir das Schloß werden verlassen haben, so habt die Güte zu erlauben, daß ich niemals wieder dahin zurückkehre.«

Diese Worte waren wie durch eine furchtbare Marter entrissen. Es war ein Schrei des Herzens, welcher diesmal nicht verfehlen konnte, verstanden zu werden.

Uebrigens hatte, wie man ohne Zweifel errathen, der Prior die immer klareren Geständnisse seines Neffen nicht erst erwartet, um die geheimen Gefühle dieser offenen Seele zu erkennen. Auch öffnete er schon den Mund, um entweder Tröstungen oder vielleicht auch Vorwürfe an Leonce zu richten, als ein Blick, den er um sich her warf, seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Die Reisenden waren nemlich an dem äußersten Ende der »Causse« angelangt. Vor ihnen führte ein düsterer Engpaß zwischen zwei bis an den Gipfel mit Bäumen bedeckte Berge hinein. Der Weg ward schwierig und rauh. Ungeheure von benachbarten Höhen herabgestürzte Felsenstücke ließen kaum Platz genug für die Passage eines Reiters. Die Sonne, welche während des vorstehend mitgetheilten Gespräches tiefer hinabgesunken war, vergoldete noch den Gipfel der höchsten Bergspitzen, drang aber schon lange nicht mehr in diese tiefe Schlucht, in welcher sich die Nebel anzuhäufen begannen.

So weit als das Auge reichte, sah man nur Bäume mit dunklem Laube. Es war als ob ein unermeßlicher und unendlicher Wald Hügel, Thäler und Berge in sein Blätternetz hüllte.

Diese plötzliche Veränderung der Umgebung, der wilde Anblick dieser Einöde, und mehr als alles Uebrige, die Gewißheit, daß man nun in das Bereich kam, wo die furchtbare Bestie des Gévaudan hauste, waren wohl geeignet einen lebhaften Eindruck auf den Onkel und den Neffen zu machen. Der Prior begnügte sich daher mit einer leichten Veränderung in seiner Stimme zu antworten:

»Ich hätte auf das, was Du so eben gesagt hast, viel zu entgegnen, mein Sohn, aber es würde mir in diesem Augenblicke an der nothwendigen Freiheit des Geistes mangeln

und wir werden den Gegenstand dieses Gespräches später wieder aufnehmen. Wir nähern uns jetzt den Schluchten der Monadière, wo, wie man versichert, das wilde Thier erst gestern noch Opfer gefordert hat. Sprechen wir daher nicht mehr und sey bemüht Dich so dicht als möglich an mich zu halten. Gott und die heilige Jungfrau mögen uns schützen!«

Leonce theilte nicht die Furcht seines Onkels, aber dennoch war es ihm vielleicht nicht unlieb, die Erklärung, welche er gleichwohl erst herausgefordert, noch verschieben zu können. Es liegt in dem Herzen des Jünglings stets eine Schüchternheit, welche ihn abgeneigt macht, die ersten Geheimnisse seiner Zärtlichkeit dem hellen Tageslichte preiszugeben; deshalb empfand der junge Mann keinen Verdruß über diese Unterbrechung, sondern kam der Aufforderung des Paters Bonaventura mit Unterwürfigkeit nach.

Sie ritten einige Minuten lang rasch weiter; je weiter sie aber kamen, desto dichter war das Dunkel rings um sie herum. Der Wald war gleichsam eine Mauer von Eichen, Tannen und Buchen. Diese dicht bei einander stehenden und dichtbelaubten Bäume hätten selbst am Mittage und bei heller Witterung nicht erlaubt, in ihrem Schatten zu lesen, zu dieser Abendstunde aber, in dieser von dräuenden Bergklippen umgebenen Schlucht sah man vom Himmel kaum noch einen fahlen Schimmer. Das Auge unterschied nichts mehr in der tiefen Dunkelheit und Gestrüpp und Dornen warfen ihre stacheligen Ranken bis über den Weg hinweg.

Uebrigens, da es immer bergab ging, breitete der Nebel einen immer dichteren Schleier über die Landschaft. Die Gipfel der Berge, die Spitzen der Felsen, die Senkungen des Bodens, alles was als Erkennungszeichen gedient hatte, war verschwunden. Dennoch aber war den Reisenden recht wohl bekannt,

daß dieser Wald von zahlreichen Straßen durchschnitten ward und daß ein Irrthum in Betracht der obwaltenden Umstände vielleicht nicht ohne Gefahr seyn würde.

Anfangs richteten sie sich nach den in den thonigen Boden von den Ochsenkarren, welche sich nach Mercoire begaben, gezogenen Geleisen. Dies war ein sicheres Zeichen, daß sie sich auf dem großen Communicationswege des Schlosses mit der Umgegend befanden, weil die meisten andern Wege des Waldes für dergleichen Karren nicht fahrbar waren.

Allmälig aber entschwand ihnen auch diese rettende und sichere Spur. Der Boden hatte eine andere Beschaffenheit. Er war jetzt trocken, felsig und zu hart, um den Eindruck der Räder aufzunehmen. Vergebens warteten sie, daß eine Lichtung im Walde, eine Zufälligkeit des Terrains oder ein ihren Augen vertrauter Gegenstand ihnen erlaubte, sich der Richtung zu versichern, welche sie verfolgen sollten.

Der Nebel aber hüllte Alles in seine trostlose Gleichförmigkeit und die beiden Reiter sahen einander, trotz ihrer Nähe, nur wie unklare und phantastische Gestalten.

Endlich erreichte man einen Ort, wo die Straße sich theilte, und Leonce hielt sein Thier an. Der Prior, welcher seinen Rosenkranz betete, um vielleicht seine Gedanken von seiner geheimen Furcht abzulenken, zog ebenfalls den Zügel seines Maulthieres an.

»Lieber Onkel,« sagte der junge Mann mit verlegener Miene, »nach einigen flüchtigen Beobachtungen glaubte ich, wir wären endlich an dem Kreuze des heiligen Paulus angelangt, aber ich habe mich geirrt. Ohne Zweifel sind wir an dem Kreuz vorbeigekommen, ohne es zu sehen. Kennt Ihr den Ort, wo wir sind? Was mich betrifft, so entsinne ich mich nicht, jemals hier gewesen zu seyn.«

»Ich auch nicht, mein Sohn,« entgegnete der Prior mit ächzender Stimme. »Heilige Jungfrau, sollten wir uns verirrt haben?«

»Auf jeden Fall können wir uns nicht um viel geirrt haben, aber ich wollte, wir könnten die Höhe erreichen. Auf dem Kamm des Gebirges muß noch heller Tag seyn. Was meint Ihr, mein Onkel? Wollen wir diesen Weg zur Linken nehmen, der nach dem Gipfel der Monadière zu führen scheint? Sobald ich nur einmal ein wenig freien Raum um mich hätte, würde ich die Richtung des Schlosses bald zu finden wissen.«

»Ich vertraue mich Dir an, mein Sohn,« antwortete der Pater Bonaventura schüchtern. »Ich gebe gern zu, daß in diesem Augenblicke deine Rathschläge besser seyn können als die meinen. Es soll dies aber, hoffe ich,« setzte er, indem er sich zu scherzen bemühte, hinzu, »keine Consequenz für die Zukunft seyn.«

Leonce selbst schien sehr unentschlossen zu seyn, als der ferne Ton einer Trompete oder eines Hornes von der linken Seite her mitten durch das allgemeine Schweigen hallte.

»Hierher, mein Onkel,« rief er; »ganz gewiß werden wir auf dieser Seite Leute finden. Uebrigens werden wir auch den Berg gewinnen und uns dann auf bestimmte Weise orientiren. — Also vorwärts! Von der Nacht dürfen wir uns in diesem undurchdringlichen Dickicht nicht ereilen lassen.«

Der Prior folgte mechanisch, aber Leonce's Erwartung ward getäuscht. Der neue Weg führte, nachdem er über eine leichte Erhöhung des Terrains hinweggegangen war, mittelst eines steilen Abhanges gerade wieder nach der waldigen Schlucht hinab, die man hatte vermeiden wollen.

Die verirrten Reisenden mußten abermals Halt machen, um sich mit einander zu berathschlagen. Während dieser kur-

zen Pause ertönte das Horn abermals, diesmal aber von einer andern Seite.

»Es ist unbegreiflich!« hob der Mönch ängstlich wieder an. »Jetzt kommt der Ton von der rechten Seite.«

»Das Echo treibt in den Gebirgen zuweilen ein sonderbares Spiel,« entgegnete Leonce mit nachdenklicher Miene. »Die Lage des Ortes und dieser dichte Nebel können ganz außerordentliche Täuschungen zur Folge haben. Der welcher das Instrument bläst, ist ohne Zweifel nicht da, wo er zu seyn scheint. Wir werden ihn bald hier, bald da hören und vielleicht befindet er sich kaum zweihundert Schritte vor uns.«

»Aber, mein Sohn, warum wollen wir in diesem Falle nicht versuchen, ihn zu Hilfe zu rufen?«

»Versuchen wir es, mein Onkel, ich bin es zufrieden.«

Beide erhoben nun mit vereinter Stimme zu wiederholten Malen ein lautes Geschrei und schwiegen dann, um zu hören, ob man auf ihren Ruf antworten würde. Aber es schien als ob ihr Ruf durch diese schwere, unbewegliche, und so zu sagen baumwollenartige Atmosphäre eingeschluckt würde. Einige Male ward er wie bruchstückweise und spottend von einem fernen Echo wiederholt, dann ward Alles wieder stumm.

Der Prior hatte entschieden der Autorität entsagt, welche sein Alter und seine Erfahrung ihm gewöhnlich über seinen jungen Begleiter gaben.

»Was werden wir nun machen, Leonce?« fragte er.

»In der That, mein Onkel, ich weiß es nicht. Dennoch aber ist es mir, als sähe ich Spuren von Hufen auf dem Boden und vielleicht führt dieser Weg dennoch zu irgend einer Wohnung. Fahren wir daher fort ihm zu folgen.«

»Gut,« sagte der Pater Bonaventura. »Sind wir nicht immer in der Hand Gottes?«

Diese Ausdauer der Reisenden fand auch wirklich bald ihre Belohnung. Die Straße fing an wieder bergauf zu gehen, als ob sie an der Wand des Berges hinaufführte, und die Luft schien weniger mit feuchten Theilchen geschwängert zu seyn. Obschon die Bäume über den Köpfen der Reiter immer noch ein dichtes Gewölbe bildeten, so ward es doch merklich heller um sie herum und der Ton des Hornes ließ sich ebenfalls deutlicher und näher vernehmen.

Sie konnten daher glauben, daß sie aus der schwierigen und vielleicht gefährlichen Lage, in der sie sich befanden, herauskommen würden, als ein Ereigniß auf einmal ihre unbestimmten Befürchtungen in gerechtfertigten Schrecken verwandelte.

Sie ritten vorsichtig entlang, als plötzlich in einiger Entfernung aus einem undurchdringlichen Dickicht ein wildes Geheul hervorkam. Die Maulthiere blieben unbeweglich stehen, spitzten die Ohren und zitterten an allen Gliedern, wie schüchterne Thiere zu thun pflegen, welche ein reißendes Thier wittern.

Der Prior und sein Neffe sahen einander an.

»Die Bestie des Gévaudan!« sagte der Mönch erbleichend. »Gott verzeihe uns unsere Sünden — wir sind verloren!«

Leonce suchte mit den Augen einen Gegenstand, aus welchem er sich eine Waffe machen könnte, denn er hatte dem furchtbaren Gegner, der sich auf diese Weise ankündigte, nichts entgegenzusetzen als seine Peitsche.

»Muth, mein Onkel,« antwortete er; »dieser Wolf, wenn er es wirklich ist, wird vielleicht nicht wagen, zwei Berittene anzufallen! — Wenn ich wenigstens einen tüchtigen Knüttel hätte!«

Das Gebrüll hatte aufgehört. Man hörte jetzt in dem Gestrüpp etwas wie einen großen ungestümen und gelenken Körper, der sich einen Weg bahnte. Das Dickicht war aber so geschlossen, die Dunkelheit so groß und der Nebel noch so dicht, daß man nichts gewahrte.

Plötzlich ließ das Geheul sich abermals hören. Diesmal schien das Thier, welches es ausgestoßen, nur noch einige Schritte weit von den Reisenden entfernt zu seyn.

Diese Prüfung war für den armen Mönch zu stark. Er glaubte schon seine Glieder unter dem Zahn des Ungeheuers knacken zu hören und begann ein lautes Angstgeschrei zu erheben.

Leonce dagegen suchte den Feind mit den Augen, bereit, den Angriff zurückzuschlagen, so gut er könnte, aber sein Muth sollte ihm nichts nützen. Die durch das jetzt so nahe Geheul bis zur Raserei erschreckten Maulthiere bäumten sich, drehten sich herum und gingen jedes nach einer andern Richtung hin durch. Das des Priors riß seinen Reiter mit fort, der sich an der Mähne anhielt und fortfuhr zu schreien, das Leonce's, welches keinen leeren Raum vor sich fand, stürzte sich blindlings in das Dickicht hinein und sprang wie toll unter den Schlingpflanzen und dem Dorngestrüpp herum.

Der junge Mann konnte weiter nichts thun, als sich trotz der wüthenden Sprünge und des heftigen Bäumens seines Thieres einige Augenblicke lang auf dem Rücken desselben halten. Trotz seiner Reitergeschicklichkeit aber sah er sich endlich dennoch aus dem Sattel gehoben. An den niedrigen Ast einer Buche anprallend, ward er aus dem Sattel geworfen und gerade nach der Richtung hingeschleudert, wo das letzte Geheul sich hatte hören lassen.

Der Schlag war ein gewaltiger gewesen und Leonce

blieb ganz betäubt ohne Bewegung mit dem Gesicht auf dem Boden liegen. Sofort schlug ein dumpfes röchelndes Grunzen an sein Ohr, ein schwerer Körper fiel auf ihn und er fühlte furchtbare Zähne seine Schulter zerfleischen, während scharfe Klauen durch seine Kleider hindurch in sein Fleisch drangen.

Der grausame Schmerz und die drohende Gefahr brachten Leonce wieder ein wenig zum Bewußtseyn. Er versuchte sich herumzudrehen und seine Arme frei zu machen, um das reißende Thier zurückzustoßen, welches ihn lebendig auffraß. Aber die Dornpflanzen fesselten ihn mit ihren Knoten, das Laubwerk blendete ihn, und die Last, welche auf ihm ruhte, lähmte seine Bewegungen.

Dennoch aber gelang es ihm, sich auf die Seite herumzudrehen und eine seiner Hände versuchte das Ungeheuer hinwegzudrängen, welches er nicht sehen konnte. Aber es war nicht der Kopf eines wilden Thieres, auf den diese Hand stieß. Es war vielmehr struppiges, rauhes, verworrenes Haar, welches einem menschlichen Kopfe zu gehören schien.

In diesem furchtbaren Augenblick, wo der Instinct der Erhaltung jede Ueberlegung beherrschte, dachte Leonce nicht daran, die Erklärung dieses unbegreiflichen Umstandes zu suchen. Er fuhr fort, sich gegen die Bisse und Griffe seines unbekannten Gegners zu wehren, und bewegte sich krampfhaft, ohne zu wissen, was er that.

Endlich hörte der Kampf auf, als der unglückliche junge Mann erschöpft, außer Athem, beinahe ohnmächtig vor Schmerz und Schrecken des Widerstandes allmälig unfähig ward. Die Klauen und die Zähne hörten auf, ihn zu zerreißen. Er fühlte sich der Last enthoben, welche ihn zermalmte.

Durch diese unerwartete Veränderung wieder belebt, machte er einige energische Bewegungen und setzte sich endlich

in die Höhe. Nun begann er, sich auf den Ellbogen stützend, einen irrenden Blick um sich her schweifen zu lassen.

Jede Spur von seinem furchtbaren Angreifer war verschwunden. Man hörte wohl noch eine Art Rascheln in den benachbarten Gebüschen, aber man konnte nichts sehen.

Uebrigens ward Leonce's Aufmerksamkeit durch ein anderes Geräusch abgelenkt, welches von dem Wege herkam und sich mit Schnelligkeit näherte. Es waren jetzt vollkommen deutliche Horntöne, lautes kräftiges Gebell und mehr als alles dies die Stimme des Priors, der in angsterfülltem Tone seinen Namen rief.

Leonce war nicht im Stande zu antworten. Er blieb in derselben Positur und zweifelte an seiner eigenen Existenz.

Endlich gewahrte er verworren im Nebel zwei Personen, die eine zu Fuße, die andere zu Pferde, welche ihn zu suchen schienen, und er hörte seinen Onkel, welcher rief:

»Leonce, wo bist Du? Leonce, um Gottes willen, wenn Du noch lebst, so beeile Dich mir zu antworten.«

Endlich gelang es dem armen Knaben seine furchtbare Abspannung zu überwinden und er rief mit matter Stimme:

»Hierher, mein Onkel, hierher!«

»Ha! endlich haben wir ihn wiedergefunden!« rief der Mönch, indem er von seinem Maulthier herabsprang. »Nun, mein Sohn, bist Du verwundet?«

»Ich — ich glaube nicht, mein Onkel.«

»Gott sey gepriesen! Gott sey gepriesen!«

Als der Pater Bonaventura seinem Neffen aus dem Gestrüpp, in welchem er lag, aufhelfen wollte, sagte sein Begleiter zu Fuße in dem Dialekte der Provinz zu ihm:

»Achtung! Mein hochwürdiger Vater, die Bestie kann noch nicht weit seyn, denn mein Hund knurret noch. Komm

her, Castor! bleib da, denn wir brauchen Dich vielleicht noch!«

Seine Befürchtungen aber konnten nicht mehr den Prior zurückhalten, welcher sich ganz der Freude hingab, seinen Pflegesohn wiederzufinden. Er überstieg die Hindernisse ohne Rücksicht auf sein Mönchsgewand und schloß den armen Leonce, der sich willenlos seine Liebkosungen gefallen ließ, in seine Arme.

Erst als der junge Mann mit Hilfe seines Onkels den Weg wiedergewonnen hatte, war es möglich, sich einen genauen Begriff von dem beklagenswerthen Zustande zu machen, in welchem er sich befand. Sein Hut war zertreten, seine Kleider waren zerrissen und seine Hände und sein Gesicht troffen von Blut. Man sah eine breite Wunde an seiner linken Schulter, als ob ein Fleischfetzen durch den Schlag einer Klaue oder durch einen Biß herausgerissen wäre.

Der gute Pater beeilte sich erschrocken, die Wunde mit seinem Taschentuch und dem Leonce's zu verbinden. Der Neuangekommene half bei diesem Liebeswerke, so gut er konnte.

»Ach, mein Gott, junger Herr,« sagte dieser Mann in seinem Patois, »Ihr seyd noch gut weggekommen. Eine Minute später wäret Ihr zerrissen.«

Der, welcher dies sagte und den Reisenden auf so wirksame Weise zu Hilfe gekommen war, war, wie man ohne Zweifel schon errathen hat, Jean Godart, der Hirt von Mercoire. Nachdem er Langogne verlassen, hatte er einen Querweg eingeschlagen, der nur für Fußgänger gangbar war. Als er in den Theil des Waldes kam, wo das wilde Thier hauste, war er auf den Einfall gekommen, fortwährend auf seinem Hirtenhorn, welches er bei sich trug, zu blasen, um sich vor einem Anfalle des reißenden Thieres zu schützen. Dennoch aber

hatte er das Rufen des Onkels und des Neffen gehört und errathend, daß es sich um in dem Nebel verirrte Personen handle, die Menschenfreundlichkeit gehabt, sie aufzusuchen. Das Geschrei, welches in dem Augenblicke der Katastrophe erhoben worden, hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und er wäre beinahe durch den Prior, mit welchem sein Maulthier durchging, über den Haufen gerannt worden. Dennoch aber war es ihnen gelungen sich einander zu nähern und nach einer kurzen Erklärung waren sie Leonce zu Hilfe geeilt, von welchem sie mit Recht voraussetzten daß er in großer Gefahr schwebe.

Der auf so wunderbare Weise befreite arme junge Mann konnte übrigens keine Frage thun. Seine Geistesgegenwart kehrte nur langsam zurück.

»Mein Onkel,« sagte er endlich mit veränderter Stimme, »habt Ihr ihn gesehen? Er muß doch bei Euch vorbeigekommen seyn.«

»Wer denn?« fragte der Prior erstaunt.

»Nun dieser Mensch — der Elende, der mich verwundet hat!«

»Ein Mensch! träumst Du? Ohne Zweifel hat dieser unglückliche Knabe einen heftigen Schlag an den Kopf bekommen. — Besinne Dich doch, mein lieber Leonce, es ist ja kein Mensch, mit welchem Du zu thun gehabt hast, sondern jenes Ungeheuer, welches man die Bestie des Gévaudan nennt.«

»Die Bestie des Gévaudan? Wißt Ihr das gewiß, mein Onkel?« fragte Leonce, dessen Gedanken allmälig wieder erwachten. »In der That, ich werde nicht wagen etwas zu behaupten, denn ich weiß kaum wo ich bin. — Dennoch aber kann ich nicht glauben, daß es ein wildes Thier sey, welches mich auf diese Weise gemißhandelt hat.«

»Aber himmlische Güte, was soll es denn seyn?« fragte der Hirt. »Wenn Ihr die Wunde sehen könntet, die Ihr hier auf der Schulter habt, so würdet Ihr in dieser Beziehung keinen Zweifel mehr hegen. Welch ein Biß! Es ist ein Jammer. — Aber machen wir, daß wir hier fortkommen. Es würde nichts taugen, sich hier zu erkälten. Die Nacht bricht ein und die Bestie ist verteufelt hartnäckig. Wenn es ihr einfiele, uns von neuem anzugreifen, so würden wir vielleicht nicht die Stärkeren seyn. Nach Sonnenuntergang ist in diesem Walde nichts zu gewinnen.«

»Dieser wackere Mann hat Recht,« sagte der Prior, der nun in Bezug auf seinen Neffen beruhigt, wieder um seiner selbst willen ängstlich zu werden begann; »machen wir uns ohne Verzug auf den Weg. — Welch ein unheimlicher, düsterer Ort! Bleiben wir nicht länger hier. Auch bedarfst Du schleuniger Hilfe, mein guter Leonce. Also Muth! und bemühen wir uns, so schnell als möglich das Schloß zu erreichen.«

Es war nicht schwer Leonce's Maulthier wieder zu finden Nach dem Sturze seines Reiters war es ebenfalls zusammengebrochen und hatte sich so in dem Gestrüpp verwickelt, daß es nicht aufstehen konnte. Mit großer Mühe gelang es Jean Godart endlich, es wieder auf die Beine zu bringen und er beeilte sich, es seinem Herrn zuzuführen.

Schon bei den ersten Schritten aber sah man, daß der Verwundete nicht im Stande war sich auf dem Thiere zu halten. Sein Kopf schwankte bald rechts, bald links und sein verwundeter Arm konnte die leichte Last der Zügel nicht tragen. Nun zögerte Jean Godart nicht länger. Ohne weitere Umstände schwang er sich auf die Croupe des Maulthieres, und während er den Neffen des Priors mit einem Arm an

sich drückte, ergriff er mit der andern Hand die Zügel und rief:

„Vorwärts! vorwärts! Wenn wir aus dem Walde hinaus sind, werden wir sehen, wie wir die Sache weiter zu ordnen haben, jetzt aber ist nicht der Augenblick zu langer Ueberlegung. Castor spitzt schon wieder die Ohren und knirscht mit den Zähnen. Vorwärts — und Du, Castor, paß gut auf! In einer Viertelstunde sind wir außer Gefahr.“

Er trieb das Maulthier vorwärts und Bonaventura folgte ihm, während der Hund knurrend hinterdrein ging und häufig sich umsah.

V.

Die junge Schloßherrin.

Das damals von Fräulein Christine von Barjac bewohnte Schloß Mercoire erhob sich ziemlich in der Mitte jenes unermeßlichen Waldes, wo der Prior von Frontenac und sein Neffe so große Gefahren zu bestehen hatten.

Es war zu einer Zeit erbaut, wo man in Frankreich schon fast allgemein darauf verzichtete, die Wohnungen des Landadels zu befestigen, aber die Provinz des Gévaudan war in Folge der religiösen Zwistigkeiten und des Hasses, der daraus hervorgegangen, niemals so ruhig gewesen, daß gewisse Vorsichtsmaßregeln überflüssig gewesen wären. Deshalb zeigte die Wohnung der Herren von Mercoire noch ein ganz mittelalterliches Ansehen.

Sie war auf einer Anhöhe erbaut, über einem Dörfchen, welches etwa dreißig Feuerstätten zählte. Dicke, runde

Thürme, mit Schiefer gedeckt, standen an den vier Ecken. Dabei war das Schloß mit Gräben, Mauern und einer Zug brücke versehen. Allerdings war in den Gräben kein Wasser, die Mauern zeigten zahlreiche Breschen und die Zugbrücke lag in Ermanglung von Ketten unbeweglich fest.

Aber man mußte sehr in der Nähe stehen, um diese Verwüstungen der Zeit zu bemerken. In der Ferne gesehen hatte das Schloß mit seinen spitz zulaufenden Flächen, seiner dunklen Masse von vulkanischen Steinen und seinem majestätischen Gürtel von grauen Mauern ein imposantes Ansehen, welches von seinem Herrn einen großen Begriff gab.

An dem Tage nun, wo die Ereignisse geschahen, welche wir soeben erzählt, boten die gewöhnlich so einsamen und stillen Zugänge zu diesem Schlosse einen sehr belebten Anblick dar.

Auf allen Wegen, welche nach Mercoire führten, sah man Reisende einzeln oder truppenweise, theils zu Fuße, theils zu Pferde, welche sich einfanden, um der auf den nächstfolgenden Tag festgesetzten großen Wolfsjagd beizuwohnen.

Die meisten begaben sich nach dem Dorfe, wo sie ein Nachtlager zu finden hofften; die andern nahmen ihre Richtung nach dem Hauptthore des Schlosses.

Unter diesen letztern bemerkte man Edelleute, Jäger aus der Nachbarschaft, gut beritten und bewaffnet, von ihren Piqueurs zu Fuße begleitet, welche einige auserlesene Hunde an der Leine führten.

Mehre von diesen Edelleuten hatten ihre Frauen oder ihre Schwestern hinter sich sitzen, welche ihre kecke Art und Weise zu reiten mittelst jener faltenreichen Draperien verbargen, welche man damals „Pferdeschürzen“ nannte.

Die Frauen schienen jedoch bei dieser Versammlung nicht

sehr zahlreich werden zu sollen, sey es nun, daß sie durch die Gefahren der Reise abgeschreckt worden waren, oder sey es, daß sie mit dem excentrischen Schloßfräulein nichts zu thun haben wollten. Blos einige unerschrockene, ihrer Einsamkeit überdrüssige Landedeldamen hatten es gewagt, sich zu dieser Versammlung mit einzufinden, wo die Strapatzen wahrscheinlicher waren als das Vergnügen.

Nachdem die Reisenden die Zugbrücke hinter sich hatten, kamen sie in den Eingangshof des Schlosses, wo nichts auf sehr elegante oder eifrige Gastfreundschaft schließen ließ. Dieser, dem landwirthschaftlichen Betrieb des Schlosses gewidmete Hof lag voll zerbrochener Karren und Pflüge, zerschlagener Fässer und Düngerhaufen, und mitten unter diesem allen herum flatterten und gackerten ganze Legionen von Tauben, Hühnern und Enten.

Die ringsum stehenden verfallenen Gebäude schienen ebenfalls schon seit langer Zeit ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet zu seyn, und an den zerschlagenen glaslosen Fenstern ließ sich errathen, daß sie jetzt zu Futtermagazinen dienten.

In diesem ersten Hofe stiegen die Reiter ab und blieben die Fußgänger stehen, welche im Namen der Herrin keine specielle Einladung erhalten hatten. Zwei Knechte, denen man für diese Gelegenheit betreßte Mäntelchen umgehangen, wie sie damals die Lakaien vornehmer Herrschaften trugen, standen hier, um die Ankommenden zu empfangen.

Sie leisteten den Damen beim Absteigen hilfreiche Hand, schnallten die Mantelsäcke und Felleisen los und führten die Pferde in den Stall.

Die Gäste niederen Ranges wurden in ein umfangreiches niedriges Zimmer geführt, wo auf langen, improvisirten,

aus hölzernen Bänken und Böcken gebildeten Tafeln ein reichlicher Vorrath an Brot, Wein, Käse und Kastanien aufgetragen war.

Man setzte sich, dann trank und aß man ohne weitere Umstände und man konnte sich den Annehmlichkeiten dieses Ueberflusses um so mehr überlassen, als die Gäste, nachdem sie sich gesättigt, nur eine nahe Thür aufzustoßen brauchten, um auf den Heuboden, in das ihnen bestimmte Schlafgemach, zu gelangen.

Was die Gäste von höherem Stande betraf, so führte einer der für diese Gelegenheit geschaffenen Lakaien sie durch einen gewölbten Gang in einen zweiten Hof, um welchen herum die von der Schloßherrin bewohnten Gebäude standen.

Dieser Theil des Schlosses war weit besser gehalten. Es herrschte hier vollkommene Ordnung und die größte Sauberkeit. Ein Hauptgebäude und zwei Flügel bildeten drei Seiten dieses viereckigen Hofes, dessen Mittelpunkt durch einen hübschen Springbrunnen bezeichnet ward. Die vierte Seite bestand aus einem eisernen Gitter und einem monumentalen Thor mit dem Wappenschild der Familie Barjac darüber.

Dieses Thor führte in einen ansehnlichen Park, der früher durch eine Mauer und einen Graben von dem Walde getrennt gewesen. Die Zeit aber hatte sich der Mauer bedient, um den Graben auszufüllen, und seit langer Zeit schützte das Gitterthor das Schloß blos gegen die ein wenig gemischte Gesellschaft, welche in dem Walde von Mercoire hauste und während der langen Winternächte ganz besonders viel Spectakel machte.

An einer der Ecken des reservirten Hofes bildete eine kleine steinerne Terrasse den Zugang zu den Empfangszimmern.

Auf dieser Terrasse oder Rampe versah ein alter Herr von hoher, hagerer, steifer Gestalt mit ernsthaftem Gesicht die Functionen eines Ceremonienmeisters.

Er war schwarz gekleidet mit Busenstreif und Manchetten. Seinen Hut trug er unter dem Arm und eine seiner Hände stützte sich mit lächerlicher Ernsthaftigkeit auf den Griff seines langen Degens.

Dies war der Chevalier von Magnac, ein Edelmann von guter Familie, aber jüngerer Sohn und folglich sehr arm.

Der arme Chevalier würde, nachdem er in den Armeen des Königs mit Auszeichnung gedient, sehr schlimme Tage zu verleben gehabt haben, wenn der Prior von Frontenac, der ihn schon seit langer Zeit kannte, nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ihn als Intendanten, als Ehrenstallmeister, mit einem Worte als Respectsperson bei der Mündel des Klosters anzustellen.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit schien Herr von Magnac von der Wichtigkeit seiner Pflichten durchdrungen zu seyn. Sein langes Gesicht gab ein Gemisch von Würde und Verlegenheit zu erkennen. So wie die Gäste erschienen, ging er ihnen drei Schritte entgegen, küßte den Damen die Hand und machte den Herren eine tiefe Verbeugung. Dann führte er sie in einen umfangreichen Speisesaal, in welchem sich schon eine zahlreiche Gesellschaft vorfand. Hier richtete er ein wohleinstudirtes, schon oft wiederholtes Compliment an sie, durch welches er die Abwesenheit der Schloßherrin entschuldigte, welche, wie er sagte, augenblicklich verhindert sey, aber nicht verfehlen könne, sich bald einzufinden.

»Mittlerweile,« fuhr er fort, »ladet meine edle Gebieterin Euch durch meinen Mund ein, über Alles, was ihr gehört,

unbedingt zu verfügen, als ob es Euch gehörte. Ihr Haus ist das eure und ihre Diener stehen Euch zu Befehle.«

Hierauf verneigte der Chevalier von Magnac sich abermals und kehrte sodann auf seinen Posten auf der Rampe zurück. Vielleicht aber glaubte er durch seine übertriebenen Höflichkeiten die anscheinende Gleichgiltigkeit seiner Herrin gegen so viele ausgezeichnete und vornehme Personen noch nicht genugsam aufgewogen zu haben, denn als er sich wieder allein sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus und warf ängstliche Blicke nach einem Theile des Schlosses, dessen Fenster sorgfältig geschlossen blieben.

Die Gäste ihrerseits hätten es übelnehmen können, daß Fräulein Christine von Barjac ihrem Stallmeister die Sorge überließ, sie bei sich zu empfangen. Die lustigen Jäger und die Landnachbarn aber, welche jetzt hinter einander ankamen, nahmen die Sache nicht so genau. Man war an die Launen des schönen Schloßfräuleins gewöhnt und es fiel Niemanden ein, sich dadurch beleidigt zu fühlen.

Uebrigens brannte ein gutes Feuer in dem Camin, der Tisch war mit kaltem Braten, Zuspeisen aller Art und ausgesuchten Weinen reichlich besetzt; vortrefflich gepolsterte Lehnstühle standen bereit, flinke Diener kamen und gingen, um alle Wünsche zu befriedigen, worüber hätten daher die Gäste sich beklagen sollen? Deshalb hatten sich auch die meisten, ohne sich weiter um das mangelhafte Ceremoniell ihres Empfangs zu bekümmern, fröhlich an die gastfreundliche Tafel gesetzt und befolgten die Aufforderung des Chevaliers, zu thun als ob sie zu Hause wären, in wirklich buchstäblicher Weise.

Worin aber bestand, während die Gäste nach Mercoire strömten, die wichtige »Verhinderung,« welche die junge Schloßherrin abhielt, die Honneurs zu machen?

In einem kleinen Garten, der als Reitbahn diente und in Begleitung der Schwester Magloire, ihrer Gouvernante, und des alten Maurissot, der schon ihrem Vater als Piqueur gedient, richtete sie ein kleines Pferd von landesischer Race, welches sie auf der morgenden Jagd zu reiten gedachte, zu den schwierigsten Exercitien der Reitkunst ab. Fräulein Christine von Barjac, welche jetzt ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war gerade und schlank gewachsen wie eine Tanne des Gebirges. Jede ihrer Bewegungen besaß Grazie, gleichzeitig aber auch Kraft und Geschmeidigkeit. Ihr kühn geschnittenes Gesicht, ihr Mund mit den rothen, verächtlichen Lippen, ihre mandelförmigen schwarzen Augen bildeten ein Ganzes von auffallender Schönheit.

Dennoch aber hatte diese Schönheit noch nicht ihren definitiven Charakter. Ihr durch die freie Luft ein wenig gebräunter Teint verrieth nicht weibliche Zartheit und ihre Augen verstanden nicht sich zu senken oder sich hinter ihren mit langen Wimpern befranzten Lidern zu verbergen. Sie glich einem schelmischen, verzogenen, eigenwilligen Kinde in der anziehenden Gestalt einer Jungfrau. Ihre Geberde war fest, oft gebieterisch, und die geringste Widrigkeit rief leichte Falten auf ihrer weißen, reinen Stirn hervor.

Das Costüm, welches sie in diesem Augenblicke trug und welchem sie gewöhnlich den Vorzug gab, erhöhte noch die männliche Erscheinung ihres Aeußern. Sie trug ein weites Gewand von grüner Seide, an den Aermeln ausgeschnitten und beinahe von der Form unserer modernen Amazonenkleider. Ihr prachtvolles schwarzes Haar, welches sie trotz der damals herrschenden Mode nicht pudern ließ, ward durch ein seidenes Netz zusammengehalten. Ihre Kopfbedeckung bestand

in einem kleinen dreieckigen Hute, mit weißen Flaumfedern gefüttert und mit goldenen Tressen besetzt.

Dieses halb männliche Costüm, welches übrigens dem rührigen Leben und dem entschiedenen Wesen Christinens von Barjac recht wohl zusagte, gab den Leuten der Umgegend Anlaß zu sagen, sie kleide sich wie ein Mann, und allerdings hätte man sie ohne das lange weite Kleid, dessen Schleppe in den Gürtel aufgesteckt werden konnte, für einen kleinen, munteren Junker halten können, der geneigter gewesen wäre, Musketier als Seminarist zu werden.

Wir kennen bereits einige der Umstände, welche auf Christinen Einfluß geäußert und sie so ganz anders gemacht hatten, als andere junge Mädchen ihres Alters. Frühzeitig ihrer Mutter beraubt, hatte sie fortwährend in diesem einsamen Schlosse unter Männern gelebt. Ihr Vater und ihr Onkel, große Jäger, aber sehr unwissend und ungebildet, empfingen nur Jäger bei sich. Sie hatten, ich weiß nicht was für ein einfältiges Vergnügen darin gefunden, das arme Mädchen diesen freien Ton und diese ungebundenen Manieren annehmen zu sehen, welche sie sich nun nicht wieder abgewöhnen konnte.

Bei den fröhlichen Schmäusen, welche auf die Jagdpartien folgten, brachte man die kleine Christine herbei und die angetrunkenen Landedelleute machten es sich zum Spaße, sie allerhand Flüche und unfeine Redensarten nachsprechen zu lassen, ihr die Manieren roher Jäger beizubringen, oder sie ein Trinkliedchen zwitschern zu hören.

Ihr Vater, der vor Christinens Geburt sehr gewünscht hatte, einen Sohn zu haben, freute sich über die so rohen Possen, und ihr Onkel, der noch unklüger war, bemühte sich sie immerwährend neue zu lehren. Und dennoch beteten Beide

dieses unschuldige kleine Geschöpf an und dachten nicht daran, daß sie diese junge Phantasie vielleicht verzögen. Sie sahen in ihr weiter nichts, als ein Spielzeug, mit welchem sie in blinder, verhängnißvoller Unvorsichtigkeit ihren Scherz trieben.

Von dieser Art war Christinens erste Erziehung gewesen. Fräulein von Barjac hatte sich in Folge des der Menschennatur angebornen Nachahmungstriebes die Geschmacksrichtungen, die Sitten und die Sprache derer angewöhnt, von welchen sie umgeben war. Sie dachte an weiter nichts, als an Laufen, Springen und Reiten. Als ihr Onkel an den Folgen einer Sumpfjagd gestorben war, hatte ihr Vater nicht aufgehört, diese eigenwillige, störrige Gemüthsart zu ermuthigen.

Kurze Zeit jedoch ehe er selbst starb, schienen Herrn von Barjac endlich über die Gefahren seiner Handlungsweise die Augen aufgegangen zu seyn und er seinen strafbaren Leichtsinn bereut zu haben.

Um sein Unrecht wieder gut zu machen, hatte er in seinem Testamente die Vormundschaft den Mönchen von Frontenac übertragen, welche nach seinem Dafürhalten einer solchen Mission am würdigsten waren. Zum Unglücke war es schon sehr spät, die Spuren dieser ersten und fehlerhaften Erziehung wieder zu verwischen. Christine war beinahe zwölf Jahre alt und in diesem Alter wird es schon schwierig, neue Ideen aufzunehmen, gewisse Neigungen und Gewohnheiten zu überwinden. Auch war das Werk der guten Väter zu der Zeit, wo wir uns finden, noch sehr unvollkommen und die edle Jungfrau konnte noch keineswegs als ein vollständiges Muster von Sanftmuth, Geduld und Bescheidenheit aufgestellt werden.

In diesem Augenblicke fand, wie wir bereits bemerkt, Fräulein von Barjac ohne Rücksicht auf die zahlreichen Gäste,

welche in dem Schlosse ankamen, Vergnügen daran, den kleinen »Buch,« ihr Lieblingspferd, zu dressiren. Die Aufgabe war keine von den leichtesten. Buch, ein schönes, schwarzes Thier mit dicker Mähne und feurigen Augen, schien trotz seines kleinen Wuchses eben so eigenwillig und launenhaft zu seyn wie seine junge Herrin selbst.

Maurissot, der trotz seiner sechsundsechzig Jahre sich etwas darauf zu Gute that, noch ein vortrefflicher Reiter zu seyn, saß auf dem Pferde. Christine stand mit einer Peitsche in der Hand in der Mitte der Reitbahn und commandirte die auszuführenden Bewegungen.

Zuweilen fügte sich das Thier mit wunderbarer Gelehrigkeit in die Absichten des Stallmeisters, zuweilen aber zeigte es sich auch hartnäckig, bäumte sich und stellte sich auf die Hinterfüße. Dann knallte Fräulein von Barjac mit ihrer Peitsche und schimpfte bald auf das Pferd, bald auf den Reiter. Oft befahl sie auch ungeduldig dem Piqueur abzusteigen, und obschon Buch weiter nichts trug als einen einfachen Trensenzügel und eine leichte Decke, so sprang sie ihm doch gewandt auf den Rücken und nöthigte ihn, das verlangte Manöver auszuführen. Dann sprang sie wieder herunter, nahm ihre Peitsche wieder zur Hand und sagte zu Maurissot:

»Morbleu, alter Tölpel, schämst Du Dich nicht über deine Ungeschicklichkeit? Buch ist muthwillig, aber nicht boshaft, und Du weißt ihn blos nicht zu fassen. — Du bist gleich viel zu ungestüm gegen ihn, anstatt ihm ein wenig Zeit zu lassen, um über das nachzudenken, was Du von ihm erwartest. Ventre de loup! der Vernünftigste von Euch Beiden ist nicht der, welchen man dafür hält!«

Jedesmal, wo sie dergleichen in ihrem schönen Munde

so übel klingende Ausdrücke fallen ließ, rief eine klagende, seufzende Stimme hinter ihr:

»Heilige Jungfrau! Fräulein, da flucht Ihr trotz eures Versprechens ja schon wieder! Was werden die frommen Väter sagen, wenn sie sehen, daß ich Euch so schlecht erziehe? Ich werde wenigstens excommunicirt werden.«

»Gut, gut, Schwester Magloire!« entgegnete Christine in verächtlichem Tone. »Kümmere Dich nicht, was diese verwünschten Schwarzkittel sagen oder thun werden.«

»Diese verwünschten Schwarzkittel! Das ist ja offenbare Lästerung! Ach, mein liebes Kind, wollt Ihr denn durchaus eures Seelenheiles verlustig gehen? Gott verzeihe Euch eure Sünden!«

Schwester Magloire, die dies sagte, saß in einem Winkel der Reitbahn. Durch Blumenkästen gegen das Ausschlagen des muthwilligen Buch geschützt, strickte sie ihrer Gewohnheit gemäß einen wollenen Strumpf. Die Gouvernante des Fräuleins von Barjac trug in dem Schlosse ihre Tracht als Ursulinerin. Sie war eine Frau von fünfzig Jahren, deren Manieren verriethen, daß sie früher in der Welt gelebt hatte.

Sie galt für sehr unterrichtet, was aber ganz besonders ihr zu der Ehre verholfen hatte, zu Christinens Lehrerin ausersehen zu werden, war ihre unverbrüchliche Geduld, ihre tiefe Frömmigkeit, welche sie Ungerechtigkeiten, Härte und sogar Beleidigungen mit stiller Ergebung ertragen ließ. Diese Tugenden der Schwester Magloire wurden — wir müssen es sagen — oft auf sehr harte Proben gestellt. Die Nonne theilte sich mit dem Chevalier von Magnac in die Regierung des Schlosses und sie lösten einander fortwährend ab, um ihre Zöglingin unter die Disciplin des Anstandes zu beugen.

In dem Hause hatte die fromme Schwester das erste Wort. Sie hielt lange Predigten und bot alle Rührmittel auf, um Christinen in den Schranken des Decorums zu halten.

Außerhalb des Hauses war es der steife und phlegmatische Chevalier von Magnac, welcher seiner jungen Herrin, sey es nun zu Fuß oder zu Pferde, überall folgte. Weniger beredt und ganz besonders weniger wortreich als Schwester Magloire begleitete er jede seiner Vorschriften mit einem kurzen, absoluten Spruch gleich einem Axiom. Hatte er aber einmal seinen Entschluß gefaßt, so hätte er sich eher in Stücke reißen lassen als nachgegeben, und diese kaltblütige Hartnäckigkeit hatte in der Regel bei dem ungestümen jungen Mädchen mehr Erfolg als die unendlichen Predigten der Nonne.

Dennoch aber ertrug Fräulein von Barjac, wie man sich leicht denken kann, diese doppelte Ueberwachung nur mit außerordentlichem Mißbehagen.

Sie hatte trotz ihrer beklagenswerthen Erziehung ein gutes Herz und genug natürlichen Verstand, um die Vortrefflichkeit des Zieles, auf welches man abzweckte, einzusehen, aber dieses immerwährende Hofmeistern erbitterte sie und reizte ihren Stolz. Man konnte nicht sagen, daß sie ihre allzu eifrigen Beschützer haßte, wohl aber fand sie Vergnügen daran, ihre eifersüchtige Wachsamkeit zu täuschen, ihnen irgend einen lustigen Schelmenstreich zu spielen, und sie auf tausenderlei Weise zu necken.

Dieses Benehmen brachte den ehrlichen Chevalier und die arme Schwester Magloire oft zur Verzweiflung, und obschon ihr Leben auf dem Schlosse übrigens ein recht angenehmes war, so hatten sie doch schon viele Mal auf dem Punkt

gestanden, einer Mission zu entsagen, die nur von so negativen Ergebnissen begleitet war.

Während Fräulein von Barjac die raschen Evolutionen ihres Pferdes verfolgte, ward die Nonne fortwährend genau von Allem unterrichtet, was in dem andern Theile des Schlosses vorging. Auf der Schwelle einer benachbarten Thür erschien von Zeit zu Zeit eine Zofe in der malerischen Tracht der Provinz, sagte der geduldigen Schwester einige Worte und entfernte sich sofort wieder.

Diese flinke Botin war von dem Chevalier gesendet, um der Gouvernante die vornehmen Gäste zu melden, welche nacheinander ankamen, und um sie zu veranlassen, ihre gemeinsame Herrin sobald als möglich an die Pflichten der Gastfreundschaft zu erinnern.

Die Nonne war damit ganz einverstanden und hatte schon mehrmals die Dressurlection unterbrechen wollen, ihre störrige Zöglingin aber hörte nicht auf ihre Bitten, und die Schwester, welche fürchtete, sie durch langes Beharren zu reizen, wartete eine günstige Gelegenheit ab, um zu dem Angriff zurückzukehren.

Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Das Pferd verrieth Anzeichen von Müdigkeit, und der alte Piqueur, der in Folge seines vorgerückten Alters mehr Muth als Körperkräfte besaß, trocknete sich die von Schweiß triefende Stirne.

Christine forderte daher Maurissot auf, einen Augenblick auszuruhen. Dann setzte sie sich auf eine Bank neben ihre Gouvernante, nahm ihren Hut ab und begann nachlässig ihr schwarzes Haar wieder ein wenig zu ordnen.

»Mein Kind,« sagte Schwester Magloire, diesen Augenblick rasch benützend, »wäre es nicht Zeit, wieder hineinzu-

gehen? Eine zahlreiche Gesellschaft erwartet Euch in dem Salon und Ihr seyd den Herren, welche eure Besitzungen von dem furchtbaren Thiere, welches darin haust, zu befreien kommen, Rücksichten schuldig.«

»Man macht wirklich wegen eines Wolfes ein wenig zu viel Lärm,« entgegnete das Fräulein die Achseln zuckend. »Ich entsinne mich noch, daß mein Vater und der Onkel Hilaire auf einer einzigen Jagd deren sechs erlegten, und so klein ich auch damals war, so wohnte ich doch der Hatz in den damals ganz mit Schnee angefüllten Engpässen der Lozère bei. — Ach, Schwester Magloire!« fuhr sie in einem Tone der Rührung fort, welcher bei ihr ziemlich selten war, »Du hast meinen guten Vater und meinen armen Onkel Hilaire nicht gekannt. Was waren das für Männer und was für Jäger! Wenn sie noch lebten, so fiele es ihnen nicht ein, alle diese Großsprecher zu Hilfe zu rufen, die mehr Lärm machen, als wirkliche Dienste leisten. Sie würden sich mit ihren Piqueurs zu Pferde setzen und mit einem Dutzend muthiger Hunde dieser verwünschten, nach Menschenfleisch so lüsternen Bestie sehr rasch den Garaus machen. Aber die Zeiten haben sich geändert. Armer Vater! Armer Onkel Hilaire!«

Und sie wendete das Gesicht weg, wie um eine Thräne zu verbergen.

»Ich weiß, mein Kind,« entgegnete die Nonne ruhig, »daß die Herren von Barjac ehrenwerthe Männer und erfahrene Jäger waren, obschon sie gewisse Pflichten gegen Euch auf grausame Weise vernachlässigt haben. Ihr müßt aber deswegen nicht weniger dankbar gegen die guten Nachbarn seyn, welche Euch unter den gegenwärtigen Umständen ihren Beistand leihen und Ihr würdet wohl thun, wenn Ihr selbst ginget —«

»Palsambleu! Ist denn der Chevalier von Magnac nicht dort? Man hat doch dafür gesorgt, daß ihnen nichts abgeht, hoffe ich?«

»Ohne Zweifel, aber gewisse Personen von Distinction könnten eure längere Abwesenheit übel nehmen. Es ist zum Beispiel der junge Graf von Laffrenas da, Brigadier in der Armee des Königs —«

»Nun, so gebt Herrn von Laffrenas einen Spiegel. Er wird keine Langweile haben, so lange er sein Gesicht im Glase betrachten kann, sollte er auch die ganze Nacht mit dieser angenehmen Beschäftigung hinbringen.«

»Der Marquis von Brenneville ist auch da.«

»Diesen lasse man den Hundestall besuchen. Er gefällt sich in Gesellschaft von Hunden ausnehmend.«

»Dann sind auch noch der Baron und die Baronin von Florac da.«

»Man setze sie zu Tische und trage Sorge, fortwährend ihr Glas und ihren Teller zu füllen. Ich stehe Euch dafür, daß sie meine Abwesenheit nicht bemerken werden, dafern nemlich der Wein und die Speisen nach ihrem Geschmacke sind.«

»Mit einem Worte, gnädiges Fräulein,« fuhr die Schwester mit etwas unwilliger Miene fort, »es kommen jeden Augenblick Gäste an, gegen welche Ihr nie zu viel Verehrung und Achtung an den Tag legen könnt.«

»Gut, ich sehe schon, wo Du hinaus willst, Schwester Magleire. Du erwartest ohne Zweifel diese verwünschten Kutten — ich wollte sagen, einige von jenen Mönchen der Abtei?«

»Ihr solltet in freundschaftlicherer Weise von euren frommen Wohlthätern, von euren geistlichen Vätern sprechen,« entgegnete die Gouvernante unmuthig. »Wohlan, ja,

Fräulein, man hat ein Zimmer für einen oder mehre der ehrwürdigen Väter in Bereitschaft gesetzt.«

»Dann möge der Teufel —«

»Fräulein!«

Christine biß sich auf die Lippen und trommelte mit ihrem kleinen, in einem Maroquinstiefelchen stehenden Fuße auf dem Boden.

Schwester Magloire seufzte und hob die Augen gegen Himmel, ein sicheres Zeichen, daß sie im Begriffe stand, einen langen Vortrag über die unziemlichen Worte ihrer Zöglingin zu beginnen, als die Zofe die Ankunft des Baron von Laroche-Boisseau meldete.

Diese Meldung gab den Gedanken des Fräuleins von Barjac sofort eine andere Richtung.

»Laroche-Boisseau!« rief sie. »Das freuet mich! Das ist ein flotter Kumpan — man wird sich hier amüsiren, wie zu der Zeit — wie in der vergangenen Zeit. Wirklich, Schwester Magloire,« fuhr sie fort, indem sie sich rasch erhob, »Du hast Recht, ich will hineingehen.«

Die Gouvernante theilte jedoch Christinens Vorliebe für den Baron durchaus nicht, und blieb unbeweglich auf ihrem Sitze.

»In der That,« entgegnete sie, »ich kann die auffallende Bevorzugung, welche Ihr Herrn von Laroche-Boisseau bezeigt, nicht begreifen. Er ist, wie man erzählt, ein Verschwender, ein Wüstling, vielleicht sogar ein Feind unserer heiligen Religion —«

»Er ist ein munterer Jäger, ein vollkommener Cavalier, ein jovialer Zecher — was er sonst noch weiter ist, darnach habe ich mich noch nie erkundigt,« hob Fräulein von Barjac in sorglosem Tone wieder an, »und übrigens belästig:

er mich nicht mit Abgeschmacktheiten und faden Complimenten wie die Andern. Aber soll ich Dir sagen Schwester Magloire, woher deine Vorurtheile gegen ihn kommen? Weil er mir gefällt. Du bist stets so gegen die Leute, welche mir gefallen, aber morbleu! ich werde nur nach meinem Kopfe handeln.«

Sie ging langsam auf ihren Piqueur zu, welcher den Arm durch den Zügel seines Pferdes gesteckt, dastand und verschnaufte.

»Wir müssen der Sache ein Ende machen, Maurissot,« sagte sie, »da Du aber müde bist, so werde ich die Lection selbst beenden.«

Sie schwang sich ohne Mühe auf den Rücken des schönen Thieres, welches sofort anmuthig zu courbettiren begann, wie um seine Freude zu erkennen zu geben.

Die schöne Amazone ließ es einige Augenblicke lang die schwierigsten Evolutionen durchmachen, rasch die Gangart wechseln und plötzlich mitten in gestrecktem Galopp stehen bleiben. Endlich gab sie, mit der Gelehrigkeit des Pferdes zufrieden, ihrem alten Piqueur einen geheimnißvollen Wink.

»Und nun die letzte Regel der Grammatik!« sagte sie lächelnd.

»Wünscht Ihr mein Fräulein, daß ich Euch —«

»Still!« sagte das muthwillige Kind.

Und sie zeigte auf die Schwester Magloire, welche wieder ihren Strickstrumpf zur Hand genommen hatte.

Maurissot verstand ihren Gedanken und lächelte seinerseits verschmitzt, denn er war der Schwester, die ihn bei jeder Gelegenheit ebenfalls hofmeisterte, nicht gut.

Er holte daher aus einem Winkel zwei Sattelpistolen, welche er seiner jungen Herrin schweigend überreichte. Diese

begann wieder in der Reitbahn rund herum zu galoppiren und als sie an der Nonne vorbeikam, legte sie eins der Pistolen zwischen die emporgerichteten Ohren des Pferdes und gab Feuer.

Bei dem unerwarteten Knall fuhr Schwester Magloire erschrocken in die Höhe, während sie ein klägliches: »Jesus! mein Gott!« ausstieß und die muthwillige Christine ein lautes Gelächter aufschlug.

»Aber, liebe Schwester,« rief sie, »wirst Du Dich denn niemals ans Feuer gewöhnen? Bei meiner Seele, ich glaube, daß Buch selbst ein wenig gestolpert ist. Das werde ich nicht leiden, Monsieur Buch! Ich werde noch einmal anfangen und wenn Du ein Glied zuckst — fürchte Dich diesmal nicht, Schwester Magloire, es ist keine Gefahr dabei, das weißt Du ja.«

Sie drückte ihr zweites Pistol ab. Die Flamme des Pulvers senkte Buch's Mähne, dennoch aber schien das Thier es nicht zu bemerken und nichts störte die Regelmäßigkeit seines Schrittes.

»So ist's recht!« rief Christine triumphirend.

Sie stieg ab. Während sie den glatten, glänzenden Hals ihres Pferdes streichelte, trat der Piqueur herzu, um ihr die Zügel abzunehmen.

»Ich habe Dich vorhin hart angelassen, mein armer Maurissot,« sagte Fräulein von Barjac in freundschaftlichem Tone. »Ich hatte Unrecht; verzeihe mir. Buch's Dressur ist vollkommen. Laß mich nicht vergessen, daß ich Dir einige Louisdor schuldig bin, damit Du auf meine Gesundheit trinken kannst.«

Der alte Diener erschöpfte sich in Danksagungen, als das seltsame Mädchen ihm den Rücken wendete und sich der

Schwester Magloire näherte. Erst jetzt bemerkte sie, daß die Nonne weinte.

Ueberraschung und Kummer verdrängten sofort den freudigen Ausdruck aus ihren Zügen. Sie schlang ihre Arme um den Hals ihrer Gouvernante und sagte in bewegtem Tone:

»Was fehlt Dir denn, liebe Schwester? Solltest Du wohl einen Scherz so übel genommen haben? Verzeihe mir — ich will mich bessern — komm, umarme mich — ich will, daß Du mich umarmst.«

»Mein Fräulein,« sagte die arme Nonne, indem sie ihre Zöglingin sanft hinwegdrängte, »Ihr seyd grausam gegen mich. Meine Geduld ist ebenso zu Ende wie mein Muth. Ich kann thun was ich will — Ihr liebt mich nicht — Ihr hasset mich.«

»Nein, das ist nicht wahr! — Ich liebe Dich!« entgegnete Christine mit ihren gewöhnlichen Ungestüm, »ja, ich liebe Dich, liebe Schwester, aber Du bist gut und ich, ich bin schlimm. Schon hundertmal habe ich mir diese verwünschten Streiche abgewöhnen wollen, und ich weiß nicht welcher Teufel — na, hege diesmal noch keinen Groll gegen mich — ich werde mich bessern, ich schwöre es Dir. Na, nicht wahr, nun ist's wiegut? Umarme mich!«

Sie faßte mit ihren beiden Händen das blasse, runzelige Gesicht der Nonne und küßte es wiederholt.

Schwester Magloire konnte nicht umhin, durch ihre Thränen hindurch zu lächeln, als sie Christinen so offen ihr Unrecht eingestehen sah.

»Ach, Fräulein,« sagte sie, »Ihr mißbrauchet meine Nachsicht, meine Schwäche. Zuweilen aber glaube ich —«

»Na, Du willst wohl schon wieder anfangen? — Du hast mir ja verziehen! Warte, um Dich zu belohnen, sollst Du sehen, wie höflich und liebenswürdig ich mit diesen vornehmen

Leuten seyn werde. Du sollst mich selbst nicht wieder erkennen. Selbst bei Hofe soll man keinen so süßen Zuckermund finden, wie ich seyn werde. Ich verspreche Dir, ein freundliches Gesicht zu machen, selbst deinen — Mönchen. Hast Du mir nicht gesagt, daß Du den Besuch des Pater Jerome, des Klosteröconomen, erwartest?«

»Nein, Fräulein. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Se. Hochwürden der Pater Prior selbst Euch bei dieser feierlichen Gelegenheit haben besuchen wollen.«

»Der Prior! Das ist der am wenigsten Strenge und doch der, welchen ich am meisten fürchte. — Und glaubst Du, meine Schwester,« fuhr sie mit erheuchelter Gleichgiltigkeit fort, »glaubst Du, daß er allein komme?«

»Vielleicht wird er sich wie gewöhnlich von seinem Neffen, jenem vortrefflichen Monsieur Leonce, haben begleiten lassen.«

»Von Leonce!« entgegnete Christine zusammenzuckend.

Fast in demselben Augenblick setzte sie mit Lebhaftigkeit hinzu:

»Gehen wir, gehen wir, meine liebe Schwester. Wenn Du meinen guten Willen wieder erkalten lässest, so stehe ich dann für nichts mehr.«

Und sie wollte die Nonne mit sich fortziehen.

»Ich gehe mit, mein Kind,« sagte Schwester Magloire, indem sie ihre Arbeit zusammenwickelte. »Aber Ihr könnt Euch doch nicht in diesem Reitkleide der edlen Gesellschaft präsentiren, welche sich in diesem Augenblick im Schlosse befindet. Ihr werdet in euer Zimmer gehen und erlauben, daß man Euch ankleide und frisire, wie es einer jungen Dame von eurem Stande zukommt.«

»Ach, pfui doch!« entgegnete Fräulein von Barjac, den Mund verziehend. »Ich soll mir wohl einen halben Scheffel Mehl

ins Haar streuen lassen und jenen großen Reifrock anziehen, den man mir von Paris geschickt hat? Das will ich nicht. Ich könnte dann weder sprechen, noch gehen, noch mich bewegen. Ich bin so ganz gut gekleidet, denn so fühle ich mich behaglich. Man wird mich schon nehmen wie ich bin.«

»Aber, Fräulein —«

»Aber morbleu, Schwester Magloire, warum willst Du nicht auch die Kleidung wechseln?«

»Ich, mein Kind, ich bin eine Nonne und darf ohne ausdrückliche Erlaubniß meiner Superiorin das Kleid meines Ordens nicht ablegen.«

»Nun gut, und ich will mein Reitkleid auch nicht ablegen.«

Und die halsstarrige junge Dame setzte mit schalkhaftem Ausdrucke ihren Hut auf das Ohr und ging mit so raschen Schritten, daß Schwester Magloire ihr kaum zu folgen vermochte, nach dem großen Salon.

VI.

Die Ankunft.

Der Abend begann eben einzubrechen und zahlreiche Kerzen erleuchteten im Vereine mit dem Feuer des ungeheuern Camins den Saal, in welchem sich die Gäste des Schlosses Mercoire befanden. Einige saßen noch essend und trinkend um den Tisch herum, welchen die Diener unaufhörlich mit neuen Gerichten beluden, andere erholten sich am Camine von den Strapatzen der Reise und noch andere bildeten hier und da heitere, belebte Gruppen.

Als jedoch Fräulein von Barjac erschien, gingen alle Anwesenden ihr sofort entgegen. Christine hätte lieber gewünscht, allein und gleichsam unbemerkt einzutreten, aber damit war Herr von Magnac nicht einverstanden. Der Ehrencavalier wollte nicht diese ausgezeichnete Gelegenheit versäumen, seine Pflicht in Anwesenheit einer so glänzenden Versammlung zu erfüllen.

An der Thür des Saales hatte er sich daher der Hand seiner jungen Herrin bemächtigt und die Arme weit vom Körper hinweghaltend, mit lächelndem Munde, die Fußspitze vorsetzend, führte er Christinen mit einem Ernste, einer Langsamkeit und einem geflissentlichen Respect, welcher das reizbare verzogene Kind sehr ungeduldig machen mußte.

Dennoch aber ertrug sie besser, als man erwartet hätte, die Complimente, Schmeicheleien und Liebkosungen, womit man sie von allen Seiten überhäufte.

Sie ließ sich von den Damen, welche sie »mein Liebling« und »meine Schöne« nannten, umarmen und liebkosen. Sie schnitt nicht die Fadheiten kurz ab, welche ihr die alten Herren aus den Zeiten der Regentschaft und die galanten Cavaliere aus der Schule von Marly und Versailles zum Besten gaben.

Sie fand sogar anmuthige Worte für gewisse Gäste und dankte allen Anwesenden in höflicher Weise für den Dienst, den sie im Begriffe standen, ihr zu leisten, indem sie ihr Gebiet von der furchtbaren Bestie des Gévaudan säuberten.

Mit einem Worte, sie war so ganz anders als sonst, daß mehre ihrer Gäste das wunderliche junge Mädchen, von welchem man so viel außerordentliche Dinge erzählte, gar nicht wiedererkannten.

Niemand aber war von dieser unerwarteten Veränderung mehr betroffen, als der Chevalier von Magnac und Schwester Magloire. Sie standen einige Schritte hinter ihrer Herrin und betrachteten sie mit einem Gemisch von Bewunderung und Entzücken.

»Vollkommen, meine Schwester,« murmelte der Chevalier, indem er eine Prise spanischen Tabak einsog.

»Ein Engel, Monsieur!« sagte die Nonne, indem sie ihre Blicke gegen Himmel richtete.

Mit dem, was folgte, waren sie jedoch weniger zufrieden. Laroche-Boisseau hatte sich als einer der Eifrigsten bei Fräulein von Barjac gezeigt, die ihn mit freundschaftlicher Vertraulichkeit empfangen. Es dauerte nicht lange, so nahm sie mit zerstreuter Miene Platz und setzte sich zwischen den Baron und einen jungen elegant gekleideten Mann von lebhafter Miene und gewinnenden Manieren, welcher für den Vertrauten des Barons von Laroche-Boisseau galt und ihm überall hin folgte.

Dieser junge Mann, welcher in dieser Geschichte eine ziemlich wichtige Rolle spielen wird, hieß Legris. Er war der Sohn eines alten, sehr reichen Procurators, der seit mehren Jahren sich die Gunst des Barons dadurch zu erwerben gewußt, daß er ihm Geld lieh. Ohne Zweifel fand Legris der Aeltere seine Rechnung dabei und das Gerücht behauptete, er habe sich schon den schönsten Theil der Erbgüter des verschwenderischen Edelmannes verpfänden lassen. Dennoch aber bestanden anscheinend die freundschaftlichsten Beziehungen zwischen Laroche-Boisseau und den beiden Legris, Vater und Sohn.

Dieser letztere, obschon von gemeiner und sogar sehr gemeiner Herkunft, hatte sich durchaus mit unter den Adel mischen wollen. Laroche-Boisseau hatte sich bereitwillig zur Er-

füllung dieses Wunsches herbeigelassen und den jungen Bürgerssohn in die Gesellschaft gewisser adeliger Wüstlinge, wie er selbst war, eingeführt, welche es mit der Wahl ihres Umganges nicht sehr genau nahmen.

In Folge dieser Begünstigung stand Legris der Jüngere auf sehr vertraulichem Fuße mit mehren herabgekommenen jungen Edelleuten und da er stets einige Louisdor im Spiele zu verlieren hatte, da er sich kostbar kleidete, da er endlich sich einige mehr oder weniger feine Scherze über seine bürgerliche Herkunft nicht sehr zu Herzen nahm, so duldete man ihn in diesen aristokratischen Zirkeln.

Uebrigens gab der Baron, das Haupt und der Führer dieser Zirkel, obschon er zuweilen selbst über seinen Schützling spottete, durchaus nicht zu, daß Andere sich dieselbe Freiheit nahmen und Niemand war keck genug, sich einer Feindschaft auszusetzen, welche, wie man wußte, eine furchtbare war.

War aber wohl das Interesse, welches Laroche-Boisseau für den Sohn seines Wucherers an den Tag legte, ein wirklich aufrichtiges?

Daran zweifelte man allgemein. Manche versicherten, Legris sey für den Baron eine Art Spion, der ihm beigegeben worden, um alle seine Schritte zu überwachen; Andere versicherten dagegen, Laroche-Boisseau habe, indem er so handle, weiter keinen Zweck, als dem alten Procurator einen Gefallen zu thun, und er bediene sich des Sohnes, um dem Vater so große Summen als möglich abzulocken.

Uebrigens spielte der kleine Bürgerssohn seine Rolle als Freund so, daß er den sehr reizbaren Stolz seines Gönners nicht verletzte und zeigte gegen ihn eine Nachgiebigkeit, die fast an Kriecherei grenzte.

Laroche-Boisseau konnte kein Wort sagen und nicht die unbedeutendste Handlung ausführen, ohne daß der Andere ihn nicht übertrieben lobte und mit Schmeicheleien überhäufte.

Ferner war Legris auch ein sicherer und gewandter Agent in Bezug auf allerlei Aufträge, welche dem Zartgefühl eines weniger ergebenen Freundes widerstrebt hätten.

Es war daher gar nicht unglaublich, daß einem Manne von dem Charakter des Barons ein solcher Freund allmälig nothwendig geworden war und vielleicht besaß Laroche-Boisseau wirklich eine gewisse Zuneigung zu ihm, wenn nemlich Laroche-Boisseau überhaupt etwas Anderes lieben konnte als sich selbst.

Die beiden Freunde waren seit einigen Tagen getrennt gewesen, aber Legris hätte sich entehrt geglaubt, wenn er der Versammlung in Mercoire nicht hätte beiwohnen können und der Edelmann, welcher den Beistand seines treuen Achates nöthig zu haben glaubte, hatte nicht verfehlt, ihm eine Einladung zusenden zu lassen.

Demgemäß fanden sie sich also auf dem Schlosse wieder und Christine von Barjac, die gegen den Baron so freundlich war, konnte nicht umhin, Legris, der sich unter seinen Auspicien präsentirte, ebenfalls auf günstige Weise zu empfangen.

Die Unterhaltung ward zwischen diesen drei Personen immer lebhafter.

Nun aber freute sich hierüber der Chevalier eben so wenig als Schwester Magloire. Laroche-Boisseau besonders, mit seiner stolzen Miene, seinen dreisten Manieren und seiner eleganten mit Silber gestickten Uniform von blauem Sammt mißfiel ihm sehr. Das lange Gesicht des Chevalier schien noch länger zu werden und die Schwester, die so eben erst begon-

nen hatte, sich zu schönen Träumen hinzugeben, fing mit ihren kläglichen Seufzern wieder an.

Beide näherten sich unmerklich, um zu hören, was in dieser bevorrechteten Gruppe besprochen ward.

»Morbleu, mein Fräulein,« fuhr der Baron fort, indem er einen noch schrofferen Ton annahm als gewöhnlich, »ich schäme mich, wenn ich bedenke, daß ich, der ich in Vergleich mit den früheren Herren von Mercoire ein so schlechter Jäger bin, auf ihrem Gebiet eine Wolfsjagd commandiren soll! Es kommt mir dies vor wie eine Entweihung, und wenn nicht euer Wunsch eben so wie meine Pflicht mich nöthigte, diese Aufgabe zu erfüllen, so hätte ich sie schon aus Respect vor den früheren Jägern abgelehnt, von welchen noch gegenwärtig so viel erzählt wird.«

Diese dem Andenken ihrer Verwandten erwiesene Huldigung machte einen lebhaften Eindruck auf Fräulein von Barjac und ihre Augen erstrahlten von ungewohntem Glanz.

»Ach, Ihr beurtheilt meinen vortrefflichen Vater und meinen geliebten Onkel Hilaire sehr richtig,« rief sie. »Zu ihrer Zeit hätte sich ein wildes Thier in unsern Wäldern niemals so furchtbar machen können, wie das, welches uns jetzt so viel Schaden zufügt. Es wäre binnen vierundzwanzig Stunden nach seiner ersten Räuberei gefangen oder erlegt worden. Aber,« fuhr sie ihre Rührung bemeisternd fort, »da die, von welchen wir sprechen, einmal nicht mehr da sind, um ihr Eigenthum selbst zu beschützen, so könnten sie durch keinen unerschrocneren und gewandteren Jäger ersetzt werden als den Herrn von Laroche-Boisseau.«

Trotz der Artigkeit dieser Antwort schienen der Chevalier und die Schwester mit den Fortschritten ihrer Zöglingin im-

mer weniger zufrieden zu seyn. Es ward aber noch viel schlimmer, als sie hinzusetzte:

»Uebrigens werde ich, die Tochter und Nichte dieser berühmten Jäger, nicht müßig bleiben, wenn so viele Personen von Distinction sich meinem Dienste widmen. Zählet daher darauf, meine Herren, daß Ihr mich morgen an eurer Seite sehen werdet, um eure Anstrengungen und Gefahren zu theilen — wenn es nemlich Gefahren gibt,« setzte sie mit verächtlichem Lächeln hinzu.

»Dies nenne ich als würdige Tochter des Grafen von Barjac gesprochen!« rief der Baron. »Wohlan, Fräulein, da Ihr Eine der Unsern seyn wollt, so werdet Ihr dem Anführer der Jagd wohl erlauben, sich Euch für die ganze Dauer des morgenden Tages zu eurem Cavalier anzubieten und Euch keinen Augenblick zu verlassen.«

»Sehr gern, Herr Baron,« entgegnete Christine naiv, »denn der beste Posten wird, glaube ich, in eurer Nähe seyn.«

»Und auch ich,« sagte Legris in süßlichem Tone, »bitte um die Ehre, unter Fräulein von Barjac's Leibwache figuriren zu dürfen.«

»Wie Ihr wollt, Monsieur Legris,« entgegnete Christine in gleichgiltigem Tone.

Magnac biß sich, als er das Arrangement vernahm, welches ihn für den folgenden Tag seiner gewöhnlichen Functionen entsetzen sollte, auf die Lippen, schüttelte den Kopf und murmelte zwischen den Zähnen, so daß er nur von der Gouvernante verstanden ward:

»Hm, meine Herren Damenritter, wir werden ja sehen!«

Mittlerweile war die Conversation allgemein geworden.

»Also lieber Baron,« fragte Herr von Laffrenas, »Ihr glaubt, daß wir mit dieser verwünschten Bestie, die sich

erlaubt hat, sich ohne zu fragen in dem Walde unserer schönen Wirthin einzunisten, sehr bald fertig werden?«

»Ich bin davon überzeugt, mein lieber Graf.«

»Und wenn mein edler Freund, der Baron, es versichert,« entgegnete Legris selbstgefällig, »so darf man weiter nicht daran zweifeln.«

»In Dingen der Jagd ist man niemals einer Sache ganz gewiß,« hob Christine an, »und mein Vater, der in diesem Punkte eine Autorität war, pflegte zu sagen —«

»Das Fräulein hat Recht,« unterbrach sie Laroche-Boisseau; »Niemand weiß im Voraus wie eine Jagd enden wird. Indessen werden wir nichts versäumen, daß die, welche wir vorhaben, von dem wünschenswerthen Erfolg begleitet sey. Ich habe Badineau, meinen besten Spürhund, mitgebracht, und ich gedenke selbst morgen Früh mit dem ersten Morgenschimmer in den Wald einzudringen., um das Thier wo möglich aufzuscheuchen. — Hat man vielleicht seit dem Unfalle von gestern Abend wieder etwas Neues von diesem boshaften Thier gehört?«

»So viel mir bekannt ist, nicht,« entgegnete Fräulein von Barjac. »Es steckt immer noch in der Schlucht der Monadière eine oder zwei Meilen von hier. — Aber,« setzte sie mit einem leichten Anflug von Unruhe hinzu, »jetzt ist die Stunde, wo es sich wieder gefährlich zeigen könnte und ich sehe immer noch nicht gewisse Freunde ankommen, welche wir erwarten.«

Der Chevalier und Schwester Magloire wechselten lebhaft einige Worte mit leiser Stimme. Ehe sie aber noch ihre Bemerkungen Christinen hatten mittheilen können, rief Laroche-Boisseau plötzlich mit spöttischem Gelächter:

»Palsambleu! Ihr erinnert mich daran! Ich sehe hier noch nicht die armen Leute aus der Abtei Frontenac, welche ich zu Langogne in der Herberge der Witwe Richard zurückließ. Dennoch müssen sie uns auf dem Fuße gefolgt seyn. Sollte sie vielleicht der Wolf wirklich gefressen haben, wie sie so sehr fürchteten?«

»Heilige Jungfrau! was sagt er?« murmelte Schwester Magloire, indem sie die Hände faltete.

»Herr Baron,« fragte Magnac in gemessenem Tone, »sprecht Ihr von den achtbaren Mönchen von Frontenac, welche sich vielleicht unterwegs verspätet haben —«

»Ja wohl, versteht sich,« antwortete Laroche-Boisseau in leicht hingeworfenem Tone, »es waren ihrer zwei, ein junger und ein alter, wie gewöhnlich, und sie müssen Langogne nicht lange nach mir verlassen haben. Es wäre, meiner Treu! spaßhaft, wenn sie sich in dem dichten Nebel des Thales verirrt hätten und genöthigt wären, im Walde zu übernachten. Wenn dies der Fall ist, welch' eine Nacht werden die armen Wichte zubringen! Sie werden genug Paternoster und Ave Marias beten, um den Wald von allen Flüchen zu reinigen, mit welchen ihn die jetzigen und früheren Jäger vielleicht besudelt haben. Ich wette, daß man sie morgen trotz ihrer Kutten auf dem höchsten Gipfel eines Baumes neben den Nestern der Elstern und Eichhörnchen findet.«

Legris schlug ein lautes Gelächter auf.

»Und,« hob er spottend wieder an, »wenn sie von den Wölfen auf ihrem Baum belagert werden, wie der Musikant von Quinsac, so wird ihnen nicht wie diesem das Auskunftsmittel zu Gebote stehen, einen aufgeblähten Dudelsack unter sie hineinzuschleudern und sie auf diese Weise in die Flucht zu jagen.«

Die Zuhörer lachten ihrerseits über diese Anspielung auf eine in der dortigen Gegend sehr bekannte Anekdote, aber man schwieg sofort, als man die junge Schloßherrin die Stirn runzeln sah.

»Baron,« fragte sie mit schlecht verhehlter Aufregung, »kennet Ihr jene beiden Mönche, welche Ihr in Langogne gesehen habt, und könnt Ihr sie nennen?«

»Ich glaube,« hob Laroche-Boisseau mit gleichgiltiger Miene wieder an, »der eine war der Pater Bonaventura, der Prior der Abtei, und der andere — meiner Treu! der andere war, wenn ich nicht irre, der Verwandte, der Diener, oder der Secretär des Priors, oder so etwas.«

»Kein Zweifel mehr,« rief Christine, »es ist Leonce!«

»Leonce, ja, in der That ich glaube, so nannte er den jungen Menschen in meiner Gegenwart.«

Die Schloßherrin hatte sich ungestüm erhoben.

»Chevalier von Magnac, Schwester Magloire,« rief sie, »ertheilt sogleich Befehl, daß meine Leute sich sofort zur Aufsuchung unserer verirrten Gäste aufmachen. Man durchstreife den Wald mit Fackeln — man rufe, man blase das Horn. — Doch, wenn ich es mir recht überlege, so wird es am besten seyn, wenn ich selbst zu Pferde steige. Befehlt Maurissot, daß er den Braunen nehme und mich begleite.«

»So ist's recht, mein Kind. Ihr habt ein gutes Herz,« murmelte Schwester Magloire.

Die Anwesenden wurden durch die plötzliche Veränderung in dem Benehmen der jungen Schloßherrin nicht wenig überrascht.

»In der That, Fräulein,« hob Laroche-Boisseau in heiterem Tone wieder an, »ich verstehe dieses Uebermaß von Großmuth nicht recht. Was hat es weiter zu sagen, wenn

diese frommen Leute die Nacht in einem Gesträuch versteckt oder auf einem Baume sitzend zubringen müßten? Es wäre dies für sie eine gute Gelegenheit zum Nachdenken und Beten, ohne daß sie etwas weiter riskirten, als den Schnupfen zu bekommen.«

»Ruhig, Herr Baron,« unterbrach ihn Christine kurz, »dergleichen Scherze kann ich nicht dulden. Der Pater Bonaventura ist der beste und weiseste von allen Mönchen der Abtei und hat sich stets sehr gütig gegen mich gezeigt. Sein Neffe, Monsieur Leonce, ist mein Jugendgespiele. Ich könnte mich nimmermehr wieder zufriedengeben, wenn Einem oder dem Andern ein Unglück geschähe. — Nun, Herr von Magnac, seyd Ihr immer noch da?« fuhr sie fort, indem sie sich zu ihrem Ehrencavalier wendete.

»Ich gehe, Fräulein, aber erlaubt mir, Euch vorstellig zu machen, daß Ihr doch unmöglich zu dieser Stunde eine so schöne und so ehrenwerthe Gesellschaft verlassen könnt, um mit uns in dem Walde herumzustreifen. Es wäre nicht schicklich —«

»Schicklich! schicklich!« wiederholte die stolze junge Dame. »Da habt Ihr euer großes Wort losgelassen, Monsieur. Also man macht meine Befehle streitig? Bin ich vielleicht nicht mehr Herrin und Gebieterin hier? Nun, wenn man sich weigert, mir zu gehorchen, so werde ich zu Pferde steigen und allein fortreiten, wenn es seyn muß —«

»Mein Fräulein,« rief der Baron, »erlaubt, daß ich Euch begleite! Morbleu!« setzte er in gedämpftem Tone hinzu, »ich habe wohl oft die Spur von Hirschen und Rehen verfolgt, aber niemals von Mönchen. Es ist das eine Jagd ganz neuer Art.«

»Ich bitte ebenfalls um die Ehre, Fräulein von Barjac

zu begleiten!« rief Legris, indem er seiner Gewohnheit treu seinen Patron Laroche-Boisseau zum Muster und Beispiel nahm.

»Und ich auch! Und ich auch!« riefen die Jäger von allen Punkten des Saales.

»Nach eurem Belieben, meine Herren,« sagte die junge Edeldame. „Auf diese Weise wird man mir nicht den Vorwurf machen, daß ich die Gesellschaft verlasse. Doch beeilen wir uns, es wird spät — die Nacht ist finster und ich fürchte —«

»Der Friede des Herrn sey mit Euch!« sagte plötzlich eine schwache Stimme von der Thür her.

Fräulein von Barjac und die Personen, welche ihr folgten, blieben überrascht stehen.

Im nächsten Augenblick sah man den Pater Bonaventura in ziemlich kläglicher Haltung eintreten. Mit dem einen Arm stützte er den armen Leonce, der in einen Hirtenmantel gehüllt kaum gehen konnte.

Die Gäste von Mercoire stießen Rufe des Erstaunens und einige auch der Freude aus, denn der nächtliche Spaziergang sagte ihnen im Grunde genommen durchaus nicht zu. Fräulein von Barjac verrieth lebhafte Befriedigung.

»Ach mein ehrwürdiger Vater, seyd Ihr es endlich?« rief sie, indem sie den Reisenden entgegeneilte. »Seyd willkommen in Mercoire, Ihr und Monsieur Leonce! Wir begannen schon sehr ängstlich zu werden und standen eben im Begriff, uns auf den Weg zu machen, um — Aber guter Gott, was ist Euch denn begegnet?«

Christine hatte so eben erst die Verstörtheit des armen Mönches und die Blässe und Mattigkeit Leonce's bemerkt.

»Ihr sollt es sogleich erfahren, meine Tochter,« sagte der Prior, »aber erlaubt zuvor, daß ich diesen armen Kna-

ben Platz nehmen lasse. Ich weiß nicht warum man uns hierhergeführt hat, wo wir diese fröhliche Versammlung stören, anstatt uns unser Zimmer anzuweisen. — Indessen, der Himmel sey gepriesen, denn er hat uns im Augenblick der Gefahr sichtlich beigestanden.«

Während er dies sagte, führte er seinen Neffen zu einem Sessel, den Schwester Magloire sich beeilt hatte herbeizubringen.

Der junge Mann schien noch mehr verlegen als leidend zu seyn, und die allgemeine Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, hatte auf seinen Wangen eine flüchtige Röthe hervorgerufen. Diese Röthe ward noch merkbarer, als seine Augen denen Christinens von Barjac begegneten.

»Monsieur Leonce,« rief Christine, nicht im Stande ihre Ungeduld zu mäßigen, »was fehlt Euch denn? Seyd Ihr verwundet? — Ja, ja, mein Gott! eure Kleider sind zerrissen, Ihr seyd mit Blut bedeckt.«

»Es ist nichts, mein Fräulein, beinahe nichts,« entgegnete Leonce, indem er sich bemühte zu lächeln, — »eine einfache Wunde von der Klaue der Bestie des Gévaudan —«

»Die Bestie! Abermals die Bestie!« rief Christine, indem sie verzweiflungsvoll mit dem Fuße stampfte.

»Es ist ein Wunder, meine Tochter, daß wir noch leben,« sagte der Prior, der sich ebenfalls ächzend in einen Sessel hatte sinken lassen. »Dieser arme Knabe ist von dem grimmigen Thiere beinahe zerrissen worden.«

»Leonce, mein armer Leonce, ist das wahr?« fragte Fräulein von Barjac.

Und man bemerkte die eigenthümliche Betonung, mit der dieses seltsame Mädchen, welches seine Eindrücke nicht

gut zu verstellen wußte, die Worte ausgesprochen hatte: »Mein armer Leonce!«

Der junge Mann fuhr fort matt zu lächeln.

»Mein Onkel übertreibt den Unfall,« stammelte er, »und morgen wird ohne Zweifel nichts mehr davon zu sehen seyn.«

»Wirklich!« sagte der Baron in verächtlichem Tone, »dieses Thier, von welchem man so viel spricht, richtet entschieden mehr Furcht als Schaden an, und die Leute, welche es frißt, scheinen sich ziemlich wohl zu befinden.«

Leonce antwortete nicht auf diese Bemerkung und wendete das Gesicht ab; der Prior aber richtete sich rasch in die Höhe.

»Ah, Herr von Laroche-Boisseau,« sagte er, »seyd Ihr es? Wohlan, eure Hoffnung, indem Ihr uns allein und unbewaffnet den Wald von Mercoire passiren ließet, ist theilweise in Erfüllung gegangen. Gott verzeihe Euch, Herr, euren Mangel an Menschenliebe.«

»Dies soll ohne Zweifel heißen, hochwürdiger Vater,« entgegnete der Baron spöttisch, »daß Ihr mir ihn nicht verzeihet, wie? Gut, gut. Ich bin gewohnt, mich vor nichts zu fürchten.«

Auf Fräulein von Barjac's Bitten erzählte nun Bonaventura kurz, wie der Nebel die Ursache gewesen, daß sie sich in dem Walde verirrt; wie die durch das plötzliche Geheul erschreckten Maulthiere durchgegangen, wie endlich Leonce von seinem Thiere heruntergeschleudert worden und ohne die Ankunft Jean Godart's und seines Hundes unzweifelhaft verloren gewesen wäre.

»Jean Godart soll belohnt werden!« rief Fräulein von Barjac. »Hört Ihr, Chevalier? Ich ernenne ihn von diesem

Augenblick zum ersten Hirten aller meiner Besitzungen. Doch laßt eure Wunde sehen, Leonce. Schwester Magloire und ich verstehen uns ein wenig auf Chirurgie. Wir werden einen ersten Verband anlegen können, bis der Arzt kommt, den man sogleich aus der Stadt herbeirufen wird.«

»Wie, Fräulein, Ihr wolltet selbst — in Gegenwart so vieler Leute —«

»Nur keine Kinderei! Mort-Dieu! Haltet Ihr mich für eine jener lächerlichen Zierpuppen? Ich verlange es!«

Gleichzeitig entfernte sie mit unwiderstehlicher Autorität den groben Mantel, in welchen Leonce gehüllt war. Der sammtene Rock war, wie wir wissen, zerrissen worden und durch den Riß hindurch ward die weiße, zarte Schulter des Jünglings sichtbar. Als die blutigen Tücher fielen, deren man sich zum ersten Verband bedient hatte, drang das Blut von Neuem aus der Wunde hervor, die wohl breit und tief, aber vielleicht nicht wirklich gefährlich war.

»Das ist eine fürchterliche Wunde!« sagte Christine ganz bleich, während sie sich gegen ihre eigene Bewegung zu stählen suchte. »Schwester Magloire, rasch Leinwand und frisches Wasser! Dann wirst Du mir Charpie und unsern Hausbalsam bringen. Wo sind denn unsere dummen Mägde? Die Schulter ist auf fürchterliche Weise zerrissen.«

»Dies,« rief in peremtorischem Tone der Baron, der sich unter die Neugierigen gedrängt und die Wunde seinerseits betrachtete, »dies wäre ein Biß von einem großen alten Wolfe? Auf meine Ehre als Edelmann, das kann ich nicht zugeben! Ein Thier wie die Bestie des Gévaudan zermalmt die Knochen durch einen einzigen Biß mit seinen gewaltigen Kinnladen, und zieht mit seinen Klauen zwei Zoll tiefe Furchen in dem Fleische. Nun zeige man mir hier aber die Spur

von jenen ungeheuren Hauzähnen, von jenen stählernen Klauen, welche in dieser Gegend schon so viele Opfer gefordert haben? Ich appellire an alle Jäger, welche mich hören, an Alle, welche die furchtbaren Wunden gesehen haben, mit welchen die Hunde in Folge einer Wolfsjagd bedeckt sind, wenn das Thier Stand gehalten hat.«

Das Mißtrauen, welches in diesen Worten lag, versetzte Leonce trotz seiner Schwäche und seiner Schmerzen in eine gewisse Aufregung.

»Ich gestehe,« antwortete er, »daß ich durch meinen Sturz betäubt und in dem Gesträuch und Dorngestrüpp verwickelt, mich nicht umdrehen konnte, um zu sehen —«

»Ha! ha! ha!« rief Laroche-Boisseau, »Ihr seyd schon Eurer selbst weit weniger sicher. Und dann, was ist denn das für ein Wolf, der sich am hellen lichten Tage durch Geheul ankündigt, ehe er angreift? Die Bestie des Gévaudan kann es nicht seyn, denn diese pflegt nach allen Berichten sich schweigend auf ihre Beute zu stürzen und sie fortzuschleppen. Noch einmal appellire ich an alle hier anwesenden erfahrenen Jäger und frage, ob es wahrscheinlich ist, daß ein wildes Thier —«

»Aber dann, Herr Baron,« hob der Prior ungeduldig wieder an, »dann werdet Ihr, der Ihr in solchen Dingen so erfahren seyd, uns wenigstens sagen, welches unbekannte Thier unsere Maulthiere erschreckt und diesen unglücklichen Knaben verwundet hat? Die Wunde ist da und kann unmöglich für einen Traum gehalten werden.«

»Wer weiß?« sagte Laroche in spöttischem Tone; »die Furcht läßt gar so viele Dinge sehen! Ein zerbrochener Ast hat sehr wohl der zarten Schulter dieses Jünglings diese Wunde zufügen können, und wenn man sie durchaus irgend einem Thiere des Waldes zuschreiben will, so glaube ich, sie

rührt vielleicht von einer wilden Katze oder höchstens von einem jungen noch säugenden Wolfe her, aber nimmermehr von einem alten großen Burschen, wie die Bestie des Gévaudan.«

Diese so bestimmt ausgesprochene Meinung veranlaßte eine Discussion unter den Anwesenden, welche eifrig mit einander zu flüstern begannen. Der Pater Bonaventura war selbst in seiner Ueberzeugung wankend gemacht.

»Wahr ist es,« hob er wieder an, »daß weder ich noch sonst Jemand das Thier gesehen hat, aber es scheint mir unmöglich —«

»Ihr höret es, meine Herren,« unterbrach ihn der Baron mit triumphirender Miene; »man gibt endlich zu, daß in dem allgemeinen Schrecken Niemand das Thier leibhaft gesehen hat. Mehr verlange ich nicht! Ganz gewiß haben sich der ehrwürdige Vater und sein zarter Neffe viel zu sehr beeilt, sich als Märtyrer zu präsentiren, und diese ganze schöne Geschichte reducirt sich, wie Ihr seht, auf einen gewöhnlichen Sturz vom Pferde.«

Diese feindseligen obschon anscheinend nur leichtfertigen Worte verdienten von Seite des Priors eine strenge Antwort, Bonaventura aber begnügte sich, die Achseln zu zucken, indem er Laroche-Boisseau mit verächtlichem Lächeln ansah.

Fräulein von Barjac hatte unterdessen keinen Antheil an diesem Streite genommen. Ganz durch die Mühewaltung in Anspruch genommen, welche sie dem Verwundeten widmete, schien sie nicht einmal zu hören. Nachdem sie die Wunde selbst gewaschen, legte sie den von der Schwester Magloire, die in dergleichen Dingen sehr erfahren war, bereit gemachten Verband darum.

Leonce wollte der schönen jungen Schloßherrin danken, sey es nun aber, daß eine geheime Regung ihn zu stark bewegte, sey es, daß der Blutverlust eine unheilvolle Störung in seinem Organismus herbeigeführt, kurz seine Zunge war schon bei den ersten Worten wie gelähmt, seine Augen schlossen sich wieder und er verlor das Bewußtseyn.

Dieses Ereigniß versetzte die Versammlung in große Aufregung, aber Niemand verrieth mehr Schrecken als Christine, die doch sonst so muthig und über die Schwächen ihres Geschlechtes erhaben war.

»Gerechter Himmel, er stirbt!« rief sie. »Sollte er vielleicht noch eine andere gefährlichere Wunde haben? Schwester Magloire — hochwürdiger Vater — zu Hilfe! zu Hilfe! er wird sterben!«

Die Dienstleute liefen bestürzt durcheinander, ohne zu wissen was sie thaten.

»Ach, es ist nichts weiter als eine Ohnmacht,« sagte Laroche-Boisseau ruhig. »Gießt ihm ein Glas Wasser in's Gesicht, dies ist gewöhnlich hinreichend, um kleine Mädchen wieder zur Besinnung zu bringen.«

Trotz aller angewendeten Mittel aber wollte die Ohnmacht nicht weichen.

»Leonce, mein armer Leonce!« rief der Prior mit thränenvollen Augen.

»Leonce! Freund meiner Kindheit, mein geliebter Bruder!« rief Christine, indem sie sich über ihn neigte.

Endlich schienen diese befreundeten Stimmen eine heilsame Reaction zu bewirken. Der junge Mann stieß einen leichten Seufzer aus und öffnete halb die Augen.

»Er lebt!« rief Christine.

Leonce begann in der That die Personen zu erkennen, von welchen er umgeben war.

»Nun,« sagte Schwester Magloire, »sollte man ihn in das Zimmer schaffen, welches man für ihn in Stand gesetzt hat. Ruhe und Schlaf werden ihn vollends wieder herstellen.«

»Ja, ja,« hob Fräulein von Barjac wieder an, »dieser Lärm, diese Bewegungen müssen ihm lästig seyn. — Pierre,« setzte sie zu einem stämmigen Knecht gewendet hinzu, der hinter der Thür stand, »nimm Leonce in deine Arme und trage ihn in das grüne Zimmer. Leonard wird mit einem Licht vorangehen. Geh vorsichtig und behutsam. Du siehst, daß er verwundet ist.«

Pierre gehorchte. Als er Leonce vorsichtig aufhob, stieß dieser einen Schmerzensruf aus. Christine that einen Satz wie ein Panther und hob die Hand, um den ungeschickten Diener zu schlagen.

»Dummkopf! Tölpel!« rief sie, »hatte ich Dir nicht gesagt — warte! Ich werde Dir helfen und wehe Dir, wenn Du noch eine Dummheit begehst! Geh' uns voran, Leonard.«

Während sie dies sagte, hatte sie den Verwundeten um den Leib gefaßt und das bleiche Haupt Leonce's an ihre Schulter gelehnt. Es war als wenn eine Mutter ihr schlafendes Kind trüge.

Diese Handlung überraschte Schwester Magloire und den Ritter, deren Begriff von Etikette sie so zuwiderlief, nicht wenig. In dem Augenblick, wo ihre Herrin den Saal verlassen wollte, eilte Magnac mit dem Muthe der Verzweiflung auf sie zu.

»Fräulein,« sagte er hastig, »bedenket, ich bitte Euch, daß es nicht wohlanständig ist — erlaubt, daß ich selbst —«

Christine würdigte ihn keiner Antwort, sondern wendete blos die Augen nach ihrem allzueifrigen Rathgeber herum und warf ihm einen so gebieterischen, so drohenden Blick zu, daß der arme Mann wie versteinert stehen blieb.

»Sarpejeu! Das ist eine förmliche Entführung!« sagte Laroche-Boisseau, der seinen Aerger hinter erzwungener Heiterkeit zu verbergen suchte. »Ja, es ist wirklich eine Entführung. Wohlan, Pater Prior, was denkt Ihr von eurer schüchternen Mündel?«

»Habt keine übeln Gedanken, Ihr Herren,« sagte der Mönch, indem er sich zu den Anwesenden wendete, »diese armen Kinder sind unschuldig wie Adam und Eva, als sie aus der Hand Gottes hervorgingen.«

Er gab der Schwester Magloire ein Zeichen und Beide beeilten sich, den jungen Leuten zu folgen.

— — — — — — — — — — —

Eine Stunde später hatten die Gäste des Schlosses Mercoire sich getrennt und der Baron von Laroche-Boisseau ging gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab, indem er über die Ereignisse des Tages nachdachte.

»Ja, ja,« murmelte er, »dieser junge Gimpel, dieser verpfuschte Mensch liebt Fräulein von Barjac. Ich ahnte es schon heute Morgen, als ich sah, mit welchem Feuer er von ihr sprach. Sie haben einander in ihrer Kindheit gesehen und die Liebe, welche von Widersprüchen und Gegensätzen lebt — Aber sie, könnte auch sie ihn lieben? Darin liegt die Schwierigkeit. Sie hat sich um seinetwillen heute Abend beinahe compromittirt und von Seite einer Andern wäre dieses unkluge Benehmen sehr bedeutsam gewesen; kann man aber wohl bei diesem wilden Geschöpf, welches in seinen Eindrücken eben so extrem ist als in seinen Wünschen, wohl jemals irgend einer Sache ge-

wiß seyn? Wenn sie ihn nun aber doch liebte? Es ist abgeschmackt und könnte daher seyn. In diesem Falle hätte eine solche Liebe dem Scharfblick des schlauen Priors nicht entgehen können. Nun aber betrachtet der Prior diese entstehende Vertraulichkeit durchaus nicht mit ungünstigem Auge und Gott verdamme mich! man sollte glauben, er beschütze sie. Sollte er vielleicht mit dem Gedanken umgehen — Teufel! Vielleicht bin ich auf dem Wege, Entdeckungen zu machen!«

Er beschleunigte seinen Schritt, wie um die Arbeit seines Nachdenkens zu fördern.

»Kein Zweifel mehr,« hob er endlich sich vor die Stirne schlagend wieder an. »Das ist Klosterpolitik — geduldig und schmiegsam wie die Schlange. — Dieser ehrgeizige Mönch hat den Plan gefaßt, das Glück seines Verwandten zu machen, indem er ihm die Hand der reichen Erbin gibt. Er ist in Frontenac allmächtig. Er besitzt Menschenkenntniß und eine wunderbare Schlauheit. Er wird manövriren, um dieses Resultat zu erreichen, und er schürt, so viel als an ihm ist, die wechselseitige Zuneigung dieser beiden Kinder. Morbleu, wenn dem so wäre, und es ist dem so, dann hätte ich es mit einem starken Gegner zu thun und ich könnte nur durch einen Meisterstreich siegen — durch einen kühnen raschen Streich, welcher treffen müßte wie der Blitz!«

Er ging noch einigemal schweigend auf und ab. Es dauerte nicht lange, so umspielte ein bitteres Lächeln seine Lippen.

»Wohlan,« fuhr er fort, »ich kann auch an die Reihe kommen. Christine hat mich heute Abend mit einer Freude, einer Herzlichkeit und einer Auszeichnung empfangen, welche Niemanden entgangen sind und die mir viel Neider zugezogen haben. Warum sollte sich die Wagschale nicht nochmals zu mei-

nen Gunsten senken? Es komme nur eine günstige Gelegenheit! Diese wird sich darbieten, wenn ich es will. Ja, ich darf nicht länger zögern. Ich werde ihnen dieses reizende Wesen entführen, welches selbst in seinen Launen und Thorheiten so verführerisch ist. Sie zeigt mir unbedingtes Vertrauen; sie liebt mich auch vielleicht. Uebrigens habe ich es gesagt, sie muß mein werden!«

VII.

Die Wolfsjagd.

Am nächstfolgenden Tage strömte während der ersten Morgenstunde eine unzählige Menschenmenge nach Mercoire. Die von den Ständen der Provinz erlassene öffentliche Bekanntmachung, die ansehnliche Belohnung, welche dem glücklichen Jäger versprochen worden, welcher die Bestie des Gévaudan erlegen würde, und mehr als dies alles der eifrige Wunsch das Land von dem Ungeheuer zu befreien, welches so viel Schaden anrichtete und so viele Familien in Trauer versetzte, hatten diesen außerordentlichen Anlauf veranlaßt. Nach Angabe der vorhandenen Nachrichten hatten sich mehr als dreißig Kirchspiele des Gévaudan, des Rouergue und der Auvergne in Masse erhoben, um dieser Treibjagd beizuwohnen. Ganze Dorfgemeinden langten fortwährend unter Anführung ihrer Gutsherren oder auch ihrer Pfarrer an und man sah in diesen Gruppen sogar Weiber und Kinder.

Von diesen Jägern trugen einige Flinten, Pistolen und Donnerbüchsen. Dies waren die, welche bei der anzustellenden Hatz auf die Functionen der Schützen Anspruch machten. Die Andern, weit zahlreicheren, hatten blos Stäbe und Stangen,

um damit auf das Gesträuch zu klopfen, oder auch Ochsenhörner, Schnarren, Trompeten, Trommeln, ja sogar ausrangirte Kochkessel — lauter Instrumente, welche geeignet waren, einen höllischen Lärm zu machen. Diese Leute sollten sich mit den bescheideneren Functionen der Treiber begnügen.

Uebrigens verhielten die Jäger der einen wie der andern Kategorie in Folge des strengen Befehls des Barons von Laroche-Boisseau, der in seiner Eigenschaft als Wolfsjägermeister alle Manövers commandiren sollte, sich ganz ruhig. bis die Stunde des Handelns kommen würde. Kein Ruf, kein Hundegebell hatte noch die Wachsamkeit der wilden Thiere in der Tiefe des Waldes erweckt.

Man begreift ohne Mühe, daß diese zahlreiche Menge weder in dem Dorfe Mercoire noch in dem seit dem vorigen Abend von Besuch angefüllten Schlosse ein Unterkommen hatte finden können. Blos einige Edelleute waren eingeladen worden, sich zu den vornehmen Personen zu gesellen, welche die Gastfreundschaft des Fräuleins von Barjac empfingen. Die andern Jäger campirten truppweise theils unter den großen Bäumen der Eingangsallee, theils auf einer Art Esplanade, welche sich vor dem Schlosse hinzog.

Reviervächter und Piqueurs, in die blaue Uniform der Wolfsjägerei bekleidet, gingen unter dieser buntgemischten Menge umher, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Da diese wackeren größtentheils sehr weit hergekommenen Leute ihre Mundvorräthe mitgebracht hatten, so wurden diese hier und da auf ausgebreiteten Mänteln ausgepackt und man frühstückte mit eben so viel Heiterkeit als Appetit.

Das Wetter war ziemlich schön, aber bedeckt, und die Sonne hatte Mühe, den Nebel zu durchdringen. Man erkannte nur mit Mühe die Form der nächsten Berge. Dieser Um-

stand konnte die Jagd vereiteln, weil er dem Wolf vielleicht gestattete, sich den Blicken der Schützen zu entziehen.

Nichtsdestoweniger aber verzweifelte man an nichts. Jeder rühmte sich der Heldenthaten, welche er vollbringen wollte, wenn der Zufall ihm günstig wäre, und Treiber und Schützen erwarteten, durch die Erzählung von den blutigen Thaten des grausamen Thieres angefeuert, mit außerordentlicher Ungeduld den Befehl, sich in Marsch zu setzen.

Die Zeit aber verging und der Befehl kam nicht. Diese Unthätigkeit beunruhigte die am wenigsten Erfahrenen, die nicht begreifen konnten, daß der Erfolg des Angriffs ganz besonders von den vorbereitenden Operationen abhing.

Laroche-Boisseau war schon am frühesten Morgen mit einem vortrefflichen Spürhund und einigen geschickten Jägern aufgebrochen, um »den Wald zu machen«, das heißt um sich zu überzeugen, ob das Thier noch in dem Walde von Mercoire sey, und um zu ermitteln, in welchen Theil des Waldes es sich bei Anbruch des Tages geflüchtet habe.

Aber weder der Baron, noch einer von denen, welche ihn begleiteten, waren bis jetzt wieder zum Vorschein gekommen, und so lange sie nicht wieder da waren, war es unmöglich, etwas zu unternehmen, denn man wäre Gefahr gelaufen, das Resultat des ganzen Unternehmens auf's Spiel zu setzen.

Endlich gegen neun Uhr, wo man schon anfing zu glauben, daß Jäger und Hunde von dem furchtbaren Thier zerrissen worden seyen, kam ein kleiner Trupp von drei oder vier Männern zu Fuß, von welchen der eine einen prächtigen Spürhund an der Leine führte, aus dem Walde heraus und auf die Menge zu.

Sofort war Alles in Aufruhr. Man hatte den Wolfsjägermeister selbst an seiner glänzenden Uniform erkannt. Man umringte ihn, man bestürmte ihn mit Fragen. Hatte er das Thier gefunden? In welchem Theile des Waldes war es versteckt? Würde die Jagd gelingen?«

Der Baron schien aber weder Zeit noch Lust zu haben zu antworten. Er begnügte sich in kurzem Tone seine Befehle an die Piqueurs und Revierwächter zu ertheilen, welche sich sofort beeilten, sie an die Jäger weiter zu befördern.

Sobald Laroche-Boisseau Alles auf den Füßen sah, ging er, ohne sich weiter um die Begrüßungen und die Beweise von Achtung zu kümmern, die man ihm ringsum spendete, mit raschen Schritten nach dem Schloß.

In diesem Augenblick widmete sich die vornehme Gesellschaft von Mercoire der angenehmen Beschäftigung des Frühstücks. Große lange Tafeln waren in dem Salon und in dem Speisesaale gedeckt, und die Jäger, schon im Jagdcostüme und theils stehend, theils sitzend, ließen der Mahlzeit auf geräuschvolle Weise Gerechtigkeit widerfahren.

Fräulein von Barjac, die immer noch ihr Amazonengewand trug, ging in bloßem Kopfe fortwährend von einer Tafel zur andern, zur großen Verzweiflung des Chevalier von Magnac und der Schwester Magloire, welche ihr nicht folgen konnten.

Christine zeigte sich glücklich und stolz über all' diese Bewegung, über all' dieses Geräusch. Sie plauderte, sie lachte. Ihr frisches geröthetes Antlitz verrieth die unverhohlenste Heiterkeit. Sie schien sich nicht im mindesten mehr des armen verwundeten jungen Mannes zu erinnern, der ihr vor wenigen Stunden so lebhafte Unruhe verursacht und den sie in ihren Armen tragen helfen. Sie verrieth blos eine gewisse Ver-

wirrung, wenn man zufällig ihre plötzliche Entfernung am vorigen Abend erwähnte.

Sobald der Baron von Laroche-Boisseau mit von Schweiß triefender Stirn und mit vom Morgenthau feuchten Kleidern erschien, wendeten sich Aller Blicke auf ihn und alle Stimmen fragten ihn gleichzeitig.

»Ich bringe eine gute Nachricht, meine liebenswürdige Schloßherrin!« rief er, indem er Christinen begrüßte, welche neugierig wie die Andern auf ihn zukam. »Ich bringe eine gute Nachricht, Ihr Herren Jäger. Ihr habt noch zehn Minuten, um euer Frühstück zu beenden und dann eure Flinten zu nehmen und Euch hinunter auf euren Posten an den sogenannten »verbrannten Wald« in der Thalschlucht der Monadière zu begeben.«

»Ihr habt also das Thier aufgescheucht?« fragte man begierig.

»Ja, mit Hilfe Gottes und des heiligen Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger,« hob der Baron wieder an. »An dem »verbrannten Wald«, einem Gehölz von etwa dreißig Acker Umfang, habe ich die Spur eines Wolfes entdeckt, der nach allen Anzeichen zu urtheilen groß, alt und von ungeheurem Wuchse ist. Nachdem ich mich überzeugt, daß das Thier aus diesem Umkreise nicht herausgekommen ist, habe ich das Gehölz in aller Stille umzingeln lassen, damit der Bursche uns nicht etwa mittlerweile entwische. Jetzt sind nun die Treiber unterwegs nach diesem Terrain, wo mein erster Revierjäger, Vater Laramée, sie dem Wind entgegen postiren wird. Was uns betrifft, so müssen wir, wie ich Euch schon gesagt habe, in zehn Minuten auf unserm Schießposten seyn, denn das aufgescheuchte Thier wäre im Stande uns zu entwischen, ehe wir Zeit gehabt hätten, ihm nahe zu kommen.«

Lautes Vivatgeschrei und allerhand Glückwünsche begrüßten diese Mittheilung. Die Mehrzahl der anwesenden Jäger entfernte sich sofort, um sich nach dem angedeuteten Sammelplatz zu begeben, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß die, welche zuerst kämen, auch die vortheilhaftesten Plätze erhalten würden.

Was den Baron betraf, so reckte er als ein Mann, der den Werth der Zeit kennt, den Arm über den Kopf eines hartnäckigen Schmausers hinweg, ergriff ein Stück Brot und Schinken und begann stehend zu frühstücken, während er zugleich in zerstreuter Weise die Fragen beantwortete, mit welchen man ihn überhäufte.

Als dieses fast militärische Mahl seinem Ende nahte, kam Fräulein von Barjac mit einem Glase Muscatlunell in der Hand auf den Baron zu.

»Ihr erlaubt wohl der Dame des Hauses, Euch den Steigbügeltrunk zu credenzen, Herr Baron?« sagte sie, indem sie ihm mit lächelnder Miene das Glas präsentirte. »Ihr habt für ihren Dienst diesen Morgen schon wacker gearbeitet und das Tagewerk wird noch ein schwereres seyn, glaube ich.«

Laroche-Boisseau verneigte sich tief und um Christinens Höflichkeit anzuerkennen, leerte er das Glas auf einen Zug.

»Ein Anderer würde sagen, daß unsere anmuthige Wirthin ihre Gäste durch Liebe und Wein berauschen will,« hob er wieder an, »aber dergleichen Galanterien gestattet sie nicht. Ich will sie daher lieber fragen, ob sie sich noch ihres gestern Abends gegebenen Versprechens erinnert.«

»Morbleu! Ob ich mich dessen noch erinnere! Ist es denn als Herrin dieser Herrschaft nicht meine Pflicht, dem Anführer der Jagd zu folgen? Ich geselle mich zu Euch, Baron, und verlasse Euch nicht mehr.«

Laroche-Boisseau war entzückt von dieser Beharrlichkeit, welche seine geheimen Wünsche erfüllte; doch trug er Sorge, nichts davon merken zu lassen.

»Fräulein,« hob er wieder an, »mein Posten wird stets vor der ersten Linie der Schützen seyn, und an dieser Stelle sind Unfälle leider nicht selten. Ich werde mich jedoch bemühen, Euch vor jedem Schaden zu bewahren. Uebrigens,« setzte er mit einem spöttischen Lächeln hinzu, »werdet Ihr ohne Zweifel unter dem Schutze eurer unerschrockenen Leibwache stehen. Nicht wahr?«

Und er deutete mit einer Bewegung des Kopfes auf den Chevalier von Magnac, welcher vier Schritte hinter seiner jungen Herrin steif und kalt auf seinen langen Beinen dastand.

»Ach, schweigt doch von der Leibwache!« entgegnete Christine mit gedämpfter Stimme und schmollendem Munde.

Laroche-Boisseau blinzelte mit den Augen, als ob er über eine Malice gegen den Zudringlichen nachdächte, und Christine billigte seine Absicht durch ein Lächeln.

»Wohlan, Fräulein,« hob der Baron in seinem leichtfertigen Tone wieder an, »Ihr sagt uns ja nichts von jenem zarten Lamm, welches auf so glückliche Weise dem Zahne des Wolfes entronnen ist, und welches so viel Mitleid einzuflößen scheint. Wie geht es denn heute mit seinem Wehweh?«

»Ich, ich weiß es nicht,« stammelte Christine, indem sie dunkelroth ward.

»Ich hätte geglaubt, daß Ihr mehr Eifer zeigen würdet, Euch nach ihm zu erkundigen. Gestern begegnetet Ihr ihm mit einer zarten Theilnahme, die unsern Neid in hohem Grade rege gemacht hat. Bei Gott, man ließe sich gern, nicht blos von einem Wolf, sondern von allen Löwen Arabiens zerreißen,

wenn man dafür des Glückes theilhaftig würde, einen Augenblick lang den Kopf an eure Schulter lehnen zu können.«

»Ich verstehe nicht — ich weiß nicht mehr, was geschehen ist — der Anblick des Blutes hatte mich bestürzt gemacht, — Doch Ihr erinnert mich daran, daß ich diesen Morgen vergessen habe, mich nach dem Zustande des armen Verwundeten zu erkundigen. Ja, meiner Treue, über so viele verschiedene Dinge habe ich es vergessen, vollständig vergessen!«

Und indem sie dies sagte, drehte sie sich mit verlegener Miene bald rechts, bald links, um dem durchbohrenden Blick des Barons auszuweichen.

In diesem Augenblick trat der Pater Bonaventura in den Saal, in welchem sich nur noch einige Damen und einige für die Freuden der Tafel allzuempfängliche Gäste befanden.

Der Prior hatte mit Hilfe der Schwester Magloire und der Frauen des Schlosses die Unordnung, in welche seine Kleider gerathen waren, wieder beseitigt, und abgesehen von der in seinen wohlwollenden Zügen noch vorherrschenden leichten Blässe verrieth nichts in seiner äußeren Erscheinung mehr die geistige und körperliche Anstrengung und Aufregung vom vorigen Abend.

Christine eilte auf ihn zu.

»Guten Morgen, hochwürdiger Vater,« sagte sie. »Mit Vergnügen sehe ich, daß Ihr heute Morgen wieder munter und ausgeruht seyd. — Doch hier steht Herr von Laroche-Boisseau, welcher von eurem jungen Verwandten Nachricht zu haben wünscht und ich kann ihm keine geben.«

»Wenn diese plötzliche Theilnahme eine Wiedergutmachung des Unrechts ist, welches er an meinem Neffen und mir begangen,« entgegnete der Pater kurz, »so danke ich dem

Herrn Baron dafür. — Abgesehen von einem kurzen Fieberanfall hat sich der Zustand des armen Knaben viel gebessert und der Arzt versichert, daß binnen hier und wenigen Tagen Alles wieder gut seyn wird. — Aber Ihr, Fräulein,« fuhr er in sanftem Tone zu Christinen gewendet fort, »Ihr müßt doch von diesen günstigen Neuigkeiten unterrichtet seyn. Die gute Schwester Magloire, welche schon drei- oder viermal in das Zimmer des Kranken gekommen ist, hat Euch doch gewiß gesagt —«

»Achte ich wohl jemals auf das, was Schwester Magloire sagt?« entgegnete die junge Dame ungeduldig.

»Daran thut Ihr sehr Unrecht, Fräulein, denn die Schwester ist eine gute und umsichtige Person, welche Euch von ganzem Herzen liebt. — Es war mir aber, als erkennte ich eure Stimme heute Morgen in der Gallerie vor Leonce's Zimmer. Es erwartete Jemand die Nonne, so oft sie das Zimmer des Kranken verließ, und erkundigte sich mit Theilnahme —«

»Das bin ich nicht gewesen, das bin ich nicht gewesen,« entgegnete Christine. »Doch gehen wir nun, Herr von Laroche-Boisseau, man wartet nur noch auf uns. — Ich werde meine Vorbereitungen treffen, in einem Augenblick bin ich wieder bei Euch.«

Sie grüßte und entfernte sich dann eilig, als ob sie froh wäre, sich einer moralischen Tortur entziehen zu können.

Der Baron und Pater Bonaventura waren einander gegenüber stehen geblieben — der Pater ein wenig gedankenvoll, der Baron vor Freude strahlend und triumphirend.

»Nun, mein hochwürdiger Herr,« hob Letzterer in spöttischem Tone an, »der Wind hat sich seit gestern Abend voll-

ständig gedreht. — Die Frauen sind veränderlich. sagte Franz I.«

»Ein Narr nur d'rauf verlässet sich,« entgegnete der Mönch, indem er lächelnd das Sprichwort ergänzte. »Wißt Ihr auch gewiß, Herr Baron, daß der Wind sich gedreht hat?«

Laroche-Boisseau ward nun seinerseits nachdenklich.

»Sombleu! hochwürdiger Vater,« fragte er endlich zornig, »welche Rolle spielt Ihr, ein Mönch, denn in dieser ganzen Angelegenheit?«

»Die eines demüthigen Werkzeuges der Vorsehung, mein Herr, eines Werkzeuges, dessen Gott sich ohne Zweifel bedienen will, um die, welche reinen Herzens sind, gegen die Bösen und Uebermüthigen zu schützen.«

Und er verließ das Zimmer, um sich wieder zu seinem theuren Verwundeten zu begeben.

Laroche-Boisseau folgte ihm mit den Augen und warf den Kopf empor.

»Er hat vielleicht Recht,« murmelte er. »Vielleicht hat diese plötzliche Veränderung in der That keinen andern Grund als die Rückwirkung einer übertriebenen Schamhaftigkeit gegen die übertriebenen Demonstrationen von gestern Abend. Jedenfalls ist keine Zeit zu verlieren und es gilt ein keckes Spiel zu spielen.«

Er wollte ebenfalls das Zimmer verlassen, als er in einem Winkel des jetzt fast ganz leeren Gemachs seinen Freund Legris sah, der ihn zu erwarten schien.

»Legris,« sagte er leise zu ihm, »habt Ihr mir die zweihundert Pistolen mitgebracht, deren ich bedarf, um den Piqueurs und Jagdwächtern Geschenke zu machen?«

»Mein lieber Baron,« entgegnete der Sohn des Wucherers mit verlegener Miene. »ich kann Euch versichern, daß mein Vater —«

»Ein Knauser und schäbiger Geizhals ist,« unterbrach ihn Laroche-Boisseau ärgerlich.

»O ich bitte, erzürnet Euch nicht. Ihr seyd ihm schon so viel Geld schuldig! — Aber wenn auch er Euch untreu wird, bin ich, euer Freund, nicht stets zu eurem Dienste? Nun hat mir mein Vater zu meinen kleinen Ausgaben einige vierzig Louisd'or geschenkt, die ich Euch gerne anbiete.«

»Gut, ich verstehe,« sagte Laroche-Boisseau mit leicht verächtlicher Geberde. »Ich nehme euer Anerbieten an, Maitre Legris. Ihr werdet diese Summe meinem Piqueur Laramée zustellen und ich werde sie Euch das erste Mal, wo ich Glück im Spiele habe, wieder zustellen. — Ich muß gestehen, Ihr seyd durchaus kein übler Junge, Legris, und habt keine Aehnlichkeit mit eurem — wohlan, ich will Euch einen abermaligen Beweis meines Vertrauens geben, indem ich Euch ersuche, mir noch einen guten Dienst zu leisten.«

»Redet, lieber Baron. Um was handelt es sich?«

»Nun höret. Nicht wahr, Ihr habt Euch verbindlich gemacht, Euch während der Jagd fortwährend in Fräulein von Barjac's Nähe zu halten?«

»Allerdings; es ist dies eine Ehre —«

»Auf welche Ihr verzichten werdet. Ich bitte Euch nemlich im Gegentheil, Euch für heute von unserer schönen Wilden und mir so fern zu halten als möglich.«

»Ei, wenn Ihr es verlanget —«

»Dies ich noch nicht Alles. Ihr müßt überdies auch diesen unausstehlichen Chevalier von Magnac oder jeden andern

Zudringlichen abhalten, sich als Dritter zu Fräulein von Barjac und mir zu gesellen. Versprecht Ihr mir das, mein Freund?«

»Das ist ein förmliches Opfer, was Ihr da von mir verlangt, denn unsere Wirthin ist ein reizendes Geschöpf! Indessen, ich werde Euch zu Gefallen auf das Glück ihrer Nähe verzichten. — Nehmt Euch aber in Acht, lieber Baron! Obschon ich euern Plan nicht kenne, so scheint es mir doch, als ob Ihr ein gewagtes Spiel vorhättet. — Fräulein von Barjac ist von mächtigen Personen und treuen Dienern umgeben. Dieser Chevalier von Magnac namentlich mit seiner steifen Miene und seinen lächerlichen Manieren würde keinen Scherz verstehen, und wenn er nun Verdacht hegen sollte?«

»Dessen hegt er schon und eben deswegen ist eure Hilfe mir nothwendig. Ihr habt mir eure Freundschaft schon vielfach bewiesen, Legris, und ich weiß, wie fruchtbar euer Kopf an Auskunftsmitteln ist. Deshalb rechne ich auf Euch, daß Ihr diesen Cerberus während der Jagd beschäftigen werdet, und ich habe die Gewißheit, daß meine Hoffnung nicht getäuscht werden wird.«

Diese geschickt berechneten Schmeicheleien hatten den Zweck, den Eifer des jungen Bürger-Edelmannes zu entflammen, und Legris versprach, trotz des Widerwillens, den er anfänglich gezeigt, endlich Alles, was man wollte, und die beiden Freunde trennten sich.

Wenige Augenblicke später saßen Laroche-Boisseau und Fräulein von Barjac in dem Schloßhofe zu Pferde, er auf einem schönen Thiere von limousinischer Race, sie auf ihrem Liebling Buch. Christine trug über ihre Schulter gehängt

einen eleganten, mit Gold eingelegten Carabiner, welcher ihrem Vater gehört hatte.

Der Baron war außer mit seinem Hirschfänger in blausammetner, mit silbernen Wolfsköpfen besäeter Scheide mit einer schweren Kugelbüchse von Saint-Etienne bewaffnet, welche sich mehr durch ihre Präcision und Tragweite als durch die Kostbarkeit der Zierathen auszeichnete.

Da es sich übrigens nicht um eine Parforcejagd, sondern um eine einfache Treibjagd handelte, so war Befehl gegeben worden, daß alle Jäger sich zu Fuße nach dem »verbrannten Wald« begeben sollten — mit alleiniger Ausnahme des Wolfsjägermeisters und der Herrin des Schlosses. Auch diese aber sollten absteigen, sobald man sich der Linie der Schützen näherte, um jedem Anlaß zu einem Unfall vorzubeugen.

Dieser Befehl schien dem armen Chevalier von Magnac sehr unangenehm zu seyn, weil er aus ihm bekannten Gründen sehr wünschte, seine schöne, unkluge Herrin nicht aus den Augen zu verlieren. Als sie im Begriffe stand, sich mit dem galanten Wolfsjägermeister zu entfernen, kam er mit einem Rohrstock in der Hand, während ihm die viel zu weiten Camaschen um die magern Beine herumschlotterten, ganz außer Athem herbeigelaufen, und fragte in bekümmertem, beinahe untröstlichem Tone:

»Fräulein, wo soll ich wieder mit Euch zusammentreffen?«

»Meiner Treu, das weiß ich nicht,« entgegnete Christine, welcher es Mühe kostete, das Ungestüm ihres muthigen Rosses zu zügeln. »Der Herr Baron wird es Euch sagen.«

Der Chevalier richtete dieselbe Frage an Laroche-Boisseau, welcher in zerstreutem Tone sagte:

»Irgendwo am »verbrannten Walde« und überall, wo es nöthig seyn wird.«

Diese Antwort war nicht geeignet, Herrn von Magnac zufrieden zu stellen, und er wollte sich weniger unbestimmte Weisungen ausbitten, aber man ließ ihm keine Zeit dazu. Der Baron gab Christinen einen Wink, und Beide ließen ihrem Pferde wieder den Zügel schießen und jagten, nachdem sie flüchtig gegrüßt, in gestrecktem Galopp weiter. Der würdige Ehrenstallmeister hatte sogar noch den Kummer, die schalkhafte junge Dame, als sie sich entfernte, ein spöttisches Gelächter aufschlagen zu hören.

Der arme Mann seufzte. Dennoch aber verlor er nicht den Muth und beschloß, alles Mögliche aufzubieten, um die Entflohenen so bald als möglich wieder einzuholen.

Schon setzte er sich mit dieser Absicht in Marsch, als Legris, elegant als Jäger equipirt und mit dem Gewehre auf der Schulter, sich ihm näherte.

»Herr Chevalier,« sagte er in höflichem Tone, »Ihr habt ohne Zweifel eben so wie ich Eile, unsere edle Wirthin und den Herrn Wolfsjägermeister wieder einzuholen. Wir werden sie unvermeidlich am »verbrannten Walde« wieder finden, da ich aber die Gegend nicht kenne und mich daher in diesem ungeheuren Walde leicht verirren könnte, so frage ich, ob Ihr mir wohl die Ehre eurer Gesellschaft bis zu dem Sammelplatz gestatten würdet?«

Magnac hatte seine Gründe, gegen Legris mißtrauisch zu seyn, der, wie er recht wohl wußte, der blindlings gehorchende Helfershelfer des Barons von Laroche-Boisseau war.

Da aber im Grunde genommen in diesem Antrag nichts lag, was nicht sehr natürlich gewesen wäre, so antwortete der Chevalier in ceremoniösem Tone.

»Die Ehre ist ganz auf meiner Seite, Monsieur. Ich stehe zu Befehl — gehen wir.«

Und um ein gutes Beispiel zu geben, begann er mit ungeheuern Schritten darauf los zu marschiren.

Sie verließen das Schloß und erreichten den Wald, in welchem alle Wege und Stege Herrn von Magnac genau bekannt zu seyn schienen. Schon hatte sich die Mehrzahl der Jäger an den Ort begeben, wo das Treiben beginnen sollte. Man stieß nur noch auf eine kleine Anzahl von Nachzüglern, und da Allen das unbedingteste Schweigen zur Pflicht gemacht worden, so hatte der Wald von Mercoire sein gewöhnliches, einsames Ansehen wieder gewonnen.

Der Weg war weit, und der Chevalier besaß trotz seines Eifers nicht mehr die Rüstigkeit der Jugend. Deshalb wurden seine Schritte bald etwas langsamer.

Legris, welcher diese Gelegenheit wahrnahm, suchte eine längere, zusammenhängende Unterhaltung anzuknüpfen.

Anfangs war Magnac auf seiner Hut und antwortete nur mit eisiger Höflichkeit; seinem Begleiter aber fehlte es, wie wir wissen, weder an List noch an Beharrlichkeit, und er bewog endlich den guten Chevalier nach und nach, sich mittheilsamer zu zeigen.

Eben hatten sie eine schmale und düstere Eichenallee betreten, in welche noch niemals ein Sonnenstrahl eingedrungen zu seyn schien, als Legris in seinem einschmeichelndsten Tone wieder anhob:

»In der That, Monsieur, ich habe es immer bewun-

dert, daß ein Edelmann von hoher Distinction wie Ihr, ein ehemaliger Offizier von der Armee des Königs, die untergeordnete Stellung hier annehmen kann, welche Ihr auf dem Schlosse Mercoire bekleidet.«

»Eine untergeordnete Stellung!« wiederholte der Chevalier majestätisch, indem er geradezu stehen blieb und seine hohe Gestalt aufrichtete; »was versteht Ihr unter diesen Ausdrücken — welche mir nicht ganz angemessen zu seyn scheinen? In welcher Beziehung wäre meine gegenwärtige Stellung unter meinem Range als Edelmann? Habe ich nicht unbedingte Gewalt über das Hauswesen des Schlosses? Gibt es in dem ganzen Umfange dieser Besitzungen einen einzigen Menschen, welcher sich unterstünde, in unehrerbietigem Tone mit mir zu sprechen? Und was meine Functionen bei Fräulein von Barjac betrifft, heißt es wohl seiner Würde etwas vergeben, wenn man einer jungen, vornehmen Dame dient, welche mir unter allen Umständen Freundschaft und Achtung schenkt? Bei meinem Wort, junger Mann, wenn Ihr nur ein wenig adeliges Blut in euren Adern hättet, so wollte ich Euch den Respect lehren, der mir gebührt!«

Legris fühlte, daß er einen falschen Weg eingeschlagen, und beeilte sich, den zornmüthigen Ehrenstallmeister wieder zu begütigen.

»Ihr habt mich nicht verstanden, Monsieur,« sagte er in sanftem Tone. »Gott verhüte, daß ich auf den Gedanken kommen sollte, den Herrn Chevalier von Magnac herabzusetzen. Ich konnte mir blos nicht erklären, wie Ihr, nachdem Ihr so lange zu Felde gewesen und in den flandrischen Kriegen Lorbeeren geerntet, Ihr, einer der tapfersten Soldaten des tapfern Moriz von Sachsen, Euch an das ruhige Le-

ben dieses Schlosses habt gewöhnen können. Man spricht oft sehr rühmlich von Euch, Herr von Magnac, und ich weiß recht wohl, daß Ihr Euch vor einigen zwanzig Jahren in der Schlacht bei Fontenoy höchst wacker gehalten habt.«

Diese Schlacht bei Fontenoy, an welche Legris auf diese Weise erinnerte, war, wie in Mercoire Jedermann wußte, ein Punkt, über welchen der sonst so zurückhaltende arme Chevalier niemals verfehlte, sich mit großer Selbstgefälligkeit zu verbreiten. Auch zuckte Magnac bei diesem Namen zusammen. Seine Züge wurden plötzlich wieder glatt und er antwortete, indem er sich wieder auf den Weg machte:

»In diesem Falle, Monsieur, thut es mir leid, daß ein Mißverständniß — Wir sind in unserer Familie einmal lauter Hitzköpfe, aber diesmal habe ich Unrecht, das gebe ich zu. Ja, junger Mann, man hat Euch die Wahrheit gesagt, ich war in Fontenoy und wenige Menschen haben gesehen, was ich gesehen habe, denn es war eine furchtbare Affaire und Die, welche mit dabei waren, fangen heutzutage an nicht mehr sehr zahlreich zu seyn.«

Und nun begann er eine unendlich lange Erzählung von den Märschen und Contremärschen der Franzosen vor der Schlacht, von der Tapferkeit und Gewandtheit des Marschalls Moriz von Sachsen, von der entscheidenden Rolle, welche das Haus des Königs bei dem Siege des Tages gespielt.

Die ruhmreiche Epopöe war von ihrem Ende noch weit entfernt, als man eine Art Lichtung erreichte. Einige mit Flinten bewaffnete Leute hielten sich hinter den Gebüschen versteckt — man war endlich bei der Linie der Schützen angelangt.

Der Chevalier unterbrach sich sofort und dachte nur noch an seine Pflichten gegen seine Herrin. Während er mit den Augen nach Jemanden suchte, um sich zu erkundigen, trat ein

Jagdwächter, welcher in diesem Theile des Waldes Autorität zu haben schien, höflich heran.

»Meine Herren,« sagte er leise, »Ihr dürft nicht auf diese Weise sichtbar bleiben, denn Ihr könntet das Thier beunruhigen, welches hier in diesem Dickicht steckt.«

»Gut, gut, Pierre,« antwortete der Chevalier, indem er einige Schritte zurücktrat. »Wir suchen Fräulein von Barjac und den Herrn Baron von Laroche-Boisseau. Wo sind sie denn jetzt?«

»Eben haben sie die Schlußlinie passirt, Monsieur, und müssen jetzt bei den »Vier Ecken« seyn.«

»Gut.«

Und Magnac gab Legris einen Wink und wollte längs des Waldes hingehen, um sich nach dem bezeichneten Ort zu begeben, als der Jagdwächter ihn zurückhielt.

»Dorthin nicht, Herr Chevalier,« sagte er. »Ihr würdet die Schützen stören und Gefahr laufen, von einer Kugel getroffen zu werden. Der Herr Baron hat das Ueberschreiten dieser Grenze ausdrücklich verboten. Ihr müßt den Weg über den rothen Hügel nehmen.«

Magnac erstickte einen Seufzer, aber er begriff die Angemessenheit dieser Bestimmungen zu gut, als daß er sich hätte beikommen lassen, sie zu übertreten. Er kehrte daher um und ging dann in der angedeuteten Richtung weiter.

Der Umweg war ein ziemlich langer. Nach Verlauf einiger Augenblicke fragte Legris in bittendem Tone:

»Aber Herr Chevalier, Ihr fahret ja nicht in eurer Erzählung fort, welche mich so lebhaft interessirt hat. Ihr waret bei dem Augenblick stehen geblieben, wo euer Regiment, das

Regiment von Navarra, sich anschickte, den Posten bei der Windmühle zu nehmen.«

Auf diese Weise wieder zur Erinnerung an seine Heldenthaten zurückgerufen, fuhr der Chevalier in seiner Erzählung fort. Er war aber jetzt zerstreut und in Gedanken noch mit etwas Anderem beschäftigt, denn er sah sich unaufhörlich um und unterbrach sich häufig, um zu horchen. Diese Zerstreutheit war ohne Zweifel die Ursache, daß er sich in eine unendliche Menge nutzloser und weitschweifiger Einzelnheiten verlor; wenigstens hielt der Feind immer noch Stand, als beide Jäger an dem Kreuzweg anlangten, welchen man die »Vier Ecke« nannte.

Hier sahen sie sich wieder auf der Linie der Schützen. Auf dem Kreuzwege selbst hielten ein Piqueur und mehre Diener die Pferde des Barons und des Fräuleins von Barjac. Der Commandant der Jagd aber und die schöne Schloßherrin waren, wie diese Dienstleute sagten, seit länger als einer halben Stunde zu Fuß weiter gegangen.

»Und nach welcher Seite haben sie sich gewendet?« fragte der Chevalier.

»Meiner Treu, das weiß ich selbst nicht recht,« antwortete der Piqueur, in dessen Tone etwas Sarcastisches lag. »Es schien mir aber, als wenn sie den Abhang der Monadière erstiegen.«

Und er zeigte nachlässig auf einen benachbarten Berg. Der Chevalier schaute aufmerksam nach dieser Seite hin. An den Wänden der Monadière wurden die Bäume selten und hörten noch weit unterhalb des Gipfels auf, welcher kahl und von steilen Felsen gekrönt war. Unglücklicher Weise umhüllte eine weiße

unbewegliche Wolke den obern Theil des Berges und gestattete nicht menschliche Gestalten in dieser Entfernung zu unterscheiden.

»Hm!« sagte Legris zu seinem Führer, nachdem er sich einige Minuten lang umgeschaut, »ich glaube unsere Jäger werden wohlthun sich zu beeilen. — Diese Dünste, welche sich auf dem Berge sammeln, verkünden mit Gewißheit ein Gewitter für heute Abend. Ihr kennet das Sprichwort in hiesiger Gegend:

Setzt die Monadière ihr Hütchen auf's Ohr,
So sucht der Schäfer den Mantel hervor.«

Der Chevalier bekümmerte sich jedoch um dergleichen Prophezeiungen nicht, denn es gingen ihm ganz andere Sorgen im Kopfe herum. Er wußte nicht mehr, nach welcher Seite hin er seine Nachforschungen weiter fortsetzen sollte, als plötzlich, von der Monadière her ein Schuß fiel — dicht am Rande jener Wolke, welche die Bewohner der dortigen Gegend den »Hut des Berges« nennen.

»Das ist das Signal,« sagte der Piqueur in gedämpftem Tone. »Herr von Laroche-Boisseau hat geschossen. Jetzt Achtung! Das Treiben wird beginnen.«

In der That erhob sich aus der Tiefe des Thales ein noch fernes, aber seltsames, mißtönendes wildes Getöse, welches immer stärker wurde und allmälig zu einer ungeheuren, riesigen Katzenmusik anwuchs. Die Treiber setzten sich in Bewegung, um das Thier aus dem Dickicht, in welchem es sich versteckt hielt, aufzuscheuchen und es nach der weniger geräuschvollen, aber weit furchtbareren Linie der Schützen hinzutreiben.

Diese, mit wachsamem Auge und Ohr, den Finger am Drücker ihrer gespannten Büchse, versteckten sich schweigend hin-

ter den Gebüschen und Baumstämmen und nur der Chevalier und Legris blieben mitten in der Lichtung stehen. Der Piqueur sagte in ungeduldigem Tone zu ihnen:

»Ihr könnet nicht hier stehen bleiben, meine Herren. Euer Anblick würde vielleicht den Wolf bestimmen, sich wieder in das Dickicht hineinzuwerfen und sich gegen die Treiber zu kehren. Wir haben es mit einem schlauen Thiere zu thun, welches alle Finessen seines schändlichen Handwerks kennt. Versteckt Euch daher, oder —«

»Wir gehen,« sagte Magnac; »ich habe mir die Stelle des Berges gemerkt, von wo Herr von Laroche-Boisseau das Signal gegeben hat, und ich weiß, wo ich meine junge Gebieterin wieder finden werde. Kommt Ihr auch mit, Herr Legris? Oder wollt Ihr hier bleiben und sehen, ob Ihr Gelegenheit bekommet, eure Büchse auf die furchtbare Bestie des Gévaudan abzuschießen?«

Legris kam in gewaltige Versuchung. Indessen er erinnerte sich der dringenden Empfehlungen seines Freundes, des Barons, und zauderte nicht.

»Ich verlasse Euch nicht,« entgegnete er; »wäre es aber nicht besser —«

Eine zugleich gebieterische und bittende Geberde des Piqueurs unterbrach ihr Gespräch und sie beeilten sich, wieder in den Wald hineinzukommen.

Sie verfolgten jetzt einen schmalen Steg, der sich nach dem Rücken der Monadière hinaufschlängelte. Unmerklich ward der Wald um sie herum lichter, so wie der Abhang schroffer und steiler zu werden schien. Die hohen Dickichte verwandelten sich in Unterholz, das Unterholz in Gestrüpp und Sträu-

cher und endlich erreichten die Wanderer einen offenen Raum, von welchem aus sie die ganze Gegend mehre Meilen in der Runde überschauen konnten. Aber deswegen waren sie nicht viel weiter gekommen. Unter ihnen lagen Berg und Thal durch das üppige Laubwerk versteckt. Ueber ihren Köpfen wölbte sich wie ein Dom die weiße leuchtende Wolke, durch welche hindurch man den unregelmäßigen, zackigen Gipfel der Monadière schimmern sah.

Während die Beiden so immer weiter hinauffliegen, dauerte der Lärm am Fuße des Berges fort. Zuweilen schien er weniger stark unterhalten zu werden. Ohne Zweifel hatten dann die armen Treiber, in dem Dickichte beengt, welches sie Zoll für Zoll durchklopfen mußten, weniger Freiheit, sich den Freuden der Musik zu widmen.

Bald aber begann das Getöse mit neuer Kraft. Es war als wenn das wüthende Heer, von welchem die Sage erzählt, den Wald durchzöge. Man vernahm durch den allgemeinen Chor hindurch dröhnende Kesselsolos, Ochsenhörnerduette und kühne virtuosenhafte Pizzicato-Leistungen auf der Schnarre. Es war ein Spectakel, geeignet, die Tauben noch tauber zu machen.

Von Seite der Schützen dagegen blieb Alles still. Man hörte keinen Schuß, keinen Anruf. Ohne Zweifel errieth der Wolf, wenn er nemlich überhaupt sein Versteck verlassen, mit einer bei wilden Thieren gar nicht seltenen Feinheit des Instincts die Tactik seiner Feinde und vermied es so lange als möglich, sich den mörderischen Kugeln preiszugeben.

Herr von Magnac und Legris blieben einen Augenblick stehen um auf einem kleinen Plateau, welches sich ungefähr

zu Anfange des letzten Drittels der Berghöhe befand, ein wenig zu verschnaufen.

Hier begann die Wolke, von welcher wir gesprochen haben und mit der sich unaufhörlich leichte Nebelstreifen verschmolzen, welche aus den untern Schluchten heraufstiegen. Eine Achtelmeile tiefer unten streckte sich die äußerste Spitze des Waldes hin und man sah hinter einem kleinen Ginstergesträuch versteckt den letzten Schützen der Linie.

Mit Ausnahme dieses einzigen Schützen, der unbeweglich in seinem Hinterhalt stand, war Niemand auf dem Berge und an nichts ließ sich errathen, nach welchem Punkte der Baron und Fräulein von Barjac ihre Schritte gelenkt hatten.

Plötzlich ließ sich ein schwacher Laut von menschlichen Stimmen aus dem Nebel heraus vernehmen.

Der Chevalier drehte sich rasch herum und zeigte mit dem Finger auf eine Art Durchhau in der Bergwand ein wenig oberhalb der Stelle, auf der sie standen.

»Hierher!« rief er eilig. »Ich hatte die Eberschlucht vergessen, wo Jeannot's Hütte steht. Dort werden wir sie finden, denn ich habe so eben die Stimme meiner jungen Herrin gehört.«

Und er begann sofort mit der ganzen Geschwindigkeit seiner langen Beine weiter hinauf zu steigen.

»Aber wo führt Ihr mich denn hin?«, fragte Legris, welcher Mühe hatte, ihm zu folgen.

»Ihr werdet es gleich sehen — sie sind dort, sage ich Euch.«

Es dauerte nicht lange, so sahen sie sich am Rande der Schlucht welche von unten wenig sichtbar war, aber jetzt vor ihren Füßen dalag wie ein Abgrund. Sie schien durch die

von den Gipfeln der Monadière dann und wann herabstürzenden Regenwasserströme gebildet worden zu seyn und ihr Boden war mit Felstrümmern besäet. Dennoch aber gestatteten die mit Gras und Farnkraut bewachsenen Seitenwände das Hinabsteigen ohne große Mühe.

Was Legris ganz besonders Wunder nahm, war, zu sehen, daß ein menschliches Wesen gewagt hatte, seine Wohnung in dieser schauerlichen Umgebung aufzuschlagen. Auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht war eine in den Felsen gehöhlte Art Grotte durch eine Einhegung von Baumstämmen geschlossen, in welche man eine Thür und zwei Luken gehauen, welche die Stelle der Fenster vertraten.

Man konnte sich nichts Traurigeres und Erbärmlicheres denken, als diese weit von dem Verkehr der Menschen in der Region der Stürme und der Raubvögel gelegene Wohnung.

Während Legris noch dieses seltsame Bauwerk, welches mehr der Höhle eines Bären als der Wohnung eines menschlichen Wesens glich, betrachtete, ließ das Geräusch von Stimmen, welches man schon einmal vernommen, sich von Neuem hören und diesmal schien es aus der geheimnißvollen Wohnung zu kommen.

»Ich irrte mich nicht,« hob der Chevalier wieder an. »Hier ist es; ich bin davon überzeugt. — Rasch! rasch! es ist als ob man riefe.«

Und Legris beim Arm fassend, zog er ihn an dem grasigen Abhange der Schlucht weiter hinab. Schon berührten sie den Boden derselben, in welchem sich schwerfällig einige Nebelstreifen hinzogen, als rasche Sprünge ganz in ihrer Nähe den Boden erschütterten.

Ehe sie noch Zeit hatten sich umzudrehen, stürzte sich

ein ungeheures Thier mit gähnendem Rachen und feurigen Augen auf sie, riß sie durch den Anprall, ein dumpfes Knurren ausstoßend, über den Haufen und setzte dann, ohne ihnen weiter etwas zuzufügen seinen Weg nach dem äußersten Ende der Schlucht fort.

Kaum hatte das wilde Thier aufgehört sichtbar zu seyn, so erscholl ein furchtbares lautes Gelächter, man wußte nicht woher, als ob ein schadenfroher Dämon sein Wohlgefallen an dem Mißgeschick der beiden Jäger hätte ausdrücken wollen.

Erst ein wenig später aber erinnerte sich der Chevalier und Legris dieses letzten Umstandes. Betäubt durch den ungestümen Anprall dies Thieres, dessen Flucht sie, ohne es zu wollen gestört, blieben sie ausgestreckt auf der Erde liegen, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, sich wieder zu erheben.

Endlich entschlossen sie sich dazu und Legris war der Erste, welcher seine Geistesgegenwart wieder erlangte und sich aufmachte, um seine Flinte aufzuheben, welche zehn Schritte weit von ihm hinweggeflogen war.

»Das war die Bestie des Gévaudan,« sagte er mit vor Gemüthsbewegung halb erstickter Stimme; »vertheidigen wir uns!«

»Ja, das ist diese Bestie,« entgegnete der Chevalier, indem er die Hand an sein blutrünstiges Gesicht legte, »und der Teufel hole es! — Es hat mir eine gehörige Ohrfeige gegeben. Aber wie kommt es, daß kein Jäger hier steht um diese Passage zu bewachen?«

Er ward durch ein durchbohrendes Geschrei unterbrochen, auf welches bald ein gellender Ausruf folgte, der aus der Hütte kam, von welcher wir bereits gesprochen haben.



Magnac und sein Begleiter fuhren zusammen.

»Das ist die Stimme meiner Herrin!« rief der Chevalier.

»Ich habe auch die des Barons erkannt,« sagte Legris.

Plötzlich flog die Thür der Waldhütte auf und Fräulein von Barjac erschien auf der Schwelle. Christine war in bloßem Kopfe, mit fliegendem Haar und rothflammendem Antlitz. In der Hand hielt sie einen Hirschfänger, dessen Klinge von Blut troff.

Als sie sich Magnac und Legris gegenüber sah, verrieth sie weder Ueberraschung noch Furcht. Sie betrachtete sie blos mit düsterer Miene und sagte mit irrem Blick:

»Ihr kommt zu spät — ich habe ihn getödtet — geht da hinein! Ihr werdet darin euren schönen Jäger finden.«

Sie warf den blutigen Hirschfänger zu den Füßen der beiden vor Schreck erstarrten Männer und begann mit wilder Hast wie eine Wahnsinnige den Berg hinabzueilen.

Ende des ersten Theiles.



Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.



